Antike Humanität in moderner Beleuchtung.

(Fortsetzung des Aufsatzes aus dem Jahresberichte 1911/1912.)

Von Professor EDUARD STETTNER.

„Denn wenn sich alles vor Gebräuchen schmiegt,
Wird nie der Staub des Alters abgestreift,
Berghoher Irrtum wird so aufgehäuft,
Daß Wahrheit nie ihn überragt."

Shakespeare.

III. Plan der Arbeit.

Am Anfange dieses Kapitels mögen noch einige Punkte der Einleitung ergänzt werden. Es wurde in ihr der Wunsch ausgesprochen, daß an der Humanisierung der Gesellschaft, an der „Menschwerdung" mit vollem Bewußtsein gearbeitet werde. In dieser Richtung habe sich der Idealismus zu bewegen. Bis nun überwiege bei der Behandlung der Antike das ästhetische Wohlgefallen die Teilnahme an wirklichem Leiden. Dazu sei bemerkt, daß der Mensch in der Geschichte sich stets in ein Festgewand zu kleiden liebt, daß sogar die verderblichsten Meinungen und schrecklichsten Taten je nach dem Standpunkt ihre Verteidiger, wenn nicht sogar Lobredner gefunden haben. Namentlich war es von jeher die Redekunst, die zu schlechten Zwecken mißbraucht wurde. Die alten Gallier haben denn in richtiger Empfindung den Gott der Rede mit goldenen Ketten abgebildet, die ihm aus dem Munde hingen und an denen er die Leute nach sich zog. Daher wird die Lektüre der Reden und die eigenen Redeübungen der Schüler erst dann gute Früchte tragen, wenn die schon von den Alten aufgestellte Forderung des Prosékon und Kalón, des inneren sittlichen Wertes, die gebührende Beachtung findet.

Den drei Bedeutungen des Wortes Humanität möge ferner jetzt als vierte an die Seite gestellt werden, daß es schon von den alten Autoren gebraucht wurde, um den Gegensatz zum Göttlichen zu bezeichnen, „um die Kurzsichtigkeit und Hilflosigkeit oder gar sittliche Mangelhaftigkeit des Menschen hervorzuheben" (Reitzenstein, „Werden und Wesen der Humanität im Altertum", Straßburg, Heitz, 1907*).

*) In dieser Broschüre wird die Geschichte des Begriffes Humanität im Altertum wie ein Ausschnitt aus einem Lexikon vorgeführt, um daraus auf die Geistesgeschichte schließen zu können. Der Vollständigkeit wegen wird an geeigneter Stelle unter Benützung dieses und anderer Behelfe (ein solcher ist z. B. Boissier, „A propos d'un mot latin", Revue des deux Mondes 1906, 15 Déc. u. 1907, 1 Jan.) ein ähnliches Verfahren eingehalten werden, obwohl gerade auf dem Gebiete der Humanität Theorie und Praxis, Wort und Tat weit auseinander liegen und das Vorhandensein oder Fehlen eines Wortes oder die Art seiner Bildung noch lange keinen sichern Schluß auf die Sache selbst gestatten. Die griechische Sprache hat für das Idealbild des Menschentums, der „humanitas", kein Wort

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Für die Abgrenzung des Begriffes „Mensch“ bin ich jetzt in der Lage, zwei ausgezeichnete Werke zu empfehlen: „Der Mensch, sein Ursprung und seine Entwicklung“ von W. Leche (Jena, G. Fischer, 1911) und „Vergleichende Seelenkunde“ von F. Schultze (Leipzig, E. Günther, 1897), in welcher zum Verständnis auch der Tier- und Pflanzenpsychologie („Tier- und Pflanzenseele“) ein reiches, wissenschaftlich gesichertes und verwertetes Tatsachenmaterial gesammelt ist.

Endlich möchte ich hier noch einmal auf den grundlegenden Gedanken zurückgreifen, daß Vernunft und Spontaneität (Selbstbestimmung) die Menschenwürde ausmachen, und inwieweit sich die Menschheit von der Rücksicht auf diese, besonders in der Ausgestaltung der Daseinsformen, leiten ließ, dies den Maßstab für die Beurteilung der Entwicklung des Menschentums abgebe. Eine solche Betrachtungsweise soll nun auch als das einigende Band für alle Lehrgegenstände empfohlen werden, wobei der Wissensstoff eine ganz bedeutende Verringerung erfahren könnte. In allen Disziplinen lassen sich ja leicht Beziehungen zu geistigen, sittlichen, technischen Fortschritten der Menschheit unter Einhaltung jenes höchsten Standpunktes feststellen. Dies wäre die beste Vorbereitung für die Praxis des Gesellschaftslebens, sowie es die Aneignung der sogenannten nützlichen Schulkenntnisse für die praktischen Berufe ist. Namentlich die klassische Philologie, die in dem Einst das Heutige und Morgige lehrt, welche alle Seiten menschlicher Entwicklung behandelt, würde nicht bloß eine grundlegende Bürgerkunde werden, sondern auch zur Philanthropie erziehen und so die humanistischen Studien zu voller Wirkung bringen. Allerdings widerspricht sich das große Publikum ganz auffallend in seinem Urteil über den praktischen Wert der Gedanken, indem es nur jene als triebfähige Kräfte anerkennt und nach ihrer Einpflanzung sogar verlangt, die zur Zersplitterung der Gesellschaft führen, die einigenden Gedanken nicht für keimfähig hält. In letzterer Beziehung gleicht es dem Primitiven, der in Unkenntnis der Naturkräfte nur seinen Fetisch verehrt. Und doch sind es gerade Vorstellungen, die zu den Schwierigkeiten der physischen Daseinsbedingungen noch neue und oft ebenso verhängnisvolle hinzuschaffen, Vorstellungen, die zu einem bellum omnium contra omnes (Krieg aller gegen alle), zu einem bellum internecinum (Ausrottungskrieg) Veranlassung geben können. Durch gewisse Wahngebilde — spectra imaginationis — stellt sich also der Mensch unter das Tier und die Pflanze, bei denen sich bloß biologische Momente, eben die Daseinsbedingungen geltend machen, und infolge seiner Unvernunft verwandelt er die kostbarste Gabe der Schöpfung in ein Danaergeschenk.

---

geschaffen. bei den Römern erst stößt man in Reden und Briefen und wissenschaftlichen Erörterungen häufig auf die Worte humanus und humanitas. Um wie viel humaner aber waren in jeder Beziehung die ersteren! „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da“, erklärt schon Antigone. Oder es hatten die nichts weniger als milden Römer eine Göttin der Milde (clementia). Das feile und verworfene Bürgertum Roms hat Altäre dieser Göttin sogar den hartherzigsten Tyrannen, einem Tiberius und Caligula, errichtet (Tacitus, Annalen IV. 74; vergl. Preller, Römische Mythologie, S. 630 [1865]). So kann selbst der heiligste Namen mißbraucht werden. Dagegen scheint mir der Umstand, daß die beiden Völker trotz der Unzahl ihrer göttlichen Personifikationen keine solche für die allgemeine Menschenliebe hatten, die Annahme zu rechtfertigen, daß dem Volksbewußtsein dieser Begriff ursprünglich ganz gefehlt hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Über den Plan der Arbeit, die ihrer Natur nach einen größeren Umfang annehmen muß, sei folgendes bemerkt: Um den richtigen Maßstab für die Beurteilung der antiken Humanität zu gewinnen und um die aus der Vergangenheit und Gegenwart zu erschließenden voraussichtlichen Entwicklungsmöglichkeiten der Humanität überhaupt zu prüfen, dadurch auch diese selbst — der Hauptzweck meines Beginnens — zu fördern, werden zunächst, bevor das eigentliche Thema behandelt wird, noch in einigen Kapiteln verschiedene grundlegende Betrachtungen angestellt werden, und zwar über das Alter der Menschheit, die körperlichen und geistigen Anlagen des Menschen und seine Existenzbedingungen, über die Stufe, die er in der vorgeschichtlichen Zeit erreicht hat und auf der er im Naturzustande sich befindet, über die Kulturen, die vor der griechischen und römischen bestanden haben, endlich über die noch jetzt vorhandenen sogenannten Halbkulturen. Das gleich folgende Kapitel über das Alter der Menschheit verfolgt den Zweck, den Einwand zu widerlegen, den gerade diejenigen, welche im Vollgenusse verwirklichter einstiger Ideale sich befinden, zu erheben pflegen, daß nämlich gewisse Forderungen nach Vervollkommnung des Gesellschaftslebens in das Gebiet des Idealismus gehören. Ein Widerspruch mehr, da derselbe, sonst so hoch gepriesene Idealismus wieder verspottet wird, noch dazu dort, wo er sich den erstrebenswertesten Zielen zuwendet, wie es z. B. das Wohl aller ist. Das nächst folgende will untersuchen, ob die körperlichen und geistigen Eigenschaften des Menschen und seine Existenzbedingungen im Laufe seiner uns bekannten Entwicklung Veränderungen erfahren haben und nach den bisherigen Beobachtungen solche erwartet werden können. Den diesen beiden Kapiteln zugrunde liegenden Absichten werden auch die übrigen soeben in Aussicht gestellten Betrachtungen neben ihren sonstigen Zwecken zu dienen haben.

Auf solcher Grundlage wird die antike Humanität behandelt werden. Unter dieser wird die Humanität der Griechen und Römer zu verstehen sein. Aber die Untersuchung wird auch andere Völker des Altertums in ihren Bereich hereinbeziehen, so daß sie ein Gesamtbild von der Humanität des Altertums bieten wird, in dessen Vordergrunde eben die Griechen und Römer figurieren. Durch Vergleiche mit der modernen Humanität soll nun einerseits die antike und die des Altertums überhaupt in das richtige Licht gestellt, anderseits bewiesen werden, daß wir noch lange nicht dort halten, wo wir halten sollten und könnten, daß das Gebäude der Humanität nur langsam und mühsam aufgeführt wird, hauptsächlich deshalb, weil bereits fertiggestellte Teile von törichten oder böswilligen Händen wieder eingerissen werden oder weil sich dem Ausbau neue Schwierigkeiten entgegenstellen. Die Untersuchung selbst wird folgenden Weg einhalten: Sie wird zuerst die äußeren Verhältnisse in Betracht ziehen (Klima, Bodenverhältnisse usw.), dann die körperlichen und geistigen Anlagen. Sie wird nicht bloß die Zunahme der Erkenntnisse darlegen, sondern auch all das, was vom Intellekt abhängt, also auch die Entwicklung der Technik, der Wirtschaftsformen und der Kunst. Sie wird sich dann dem Gebiet des Wollens, der Ethik, zuwenden, das ja auch mit dem Erkennen, worauf das Werten beruht, innig zusammenhängt. In der Tat sind die genannten Seiten der Betätigung des menschlichen Geistes in wechselseitiger Abhängigkeit. Wie haben z. B. Fortschritte in der Bewegungs-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

technik die geographischen Erkenntnisse erweitert, welche zur geistigen Entwicklung soviel beigetragen haben! Überhaupt haben technische Errungenschaften (Mikroskop usw.) ihrerseits der Wissenschaft gewaltige Dienste geleistet. Besseres Wissen wiederum mildert die Sitten. Das mythologische Denken war ja durchaus nicht harmlose Theorie, nicht der erste, mißglückte Versuch der Naturerklärung, sondern hat viel, viel Unheil angestiftet und seine schlimmen Wirkungen äußern sich, trotzdem dem Aberglauben schon von römischen Regierungen gelegentlich entgegengearbeitet wurde, noch in der jüngsten Gegenwart. Von den Menschenopfern weiß jedes Kind. Aber auch das Gebiet der Medizin stand und steht leider noch immer in seinem Banne. Man denke an die Austreibung böser Geister bei „Besessenen", wobei es vorkam, daß einem solchen Kranken die Schlüsselbeine zertrümmert wurden. Besprechungen, Beschwörungen, animistische Auffassung der Krankheiten als dämonischer Wesen spielen noch heute in der Volksmedizin eine große Rolle (vgl. Max Bartels „Zeitschrift für Volkskunde", II., 40). In der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde in Bayreuth ein Mann hingerichtet, weil er die noch zuckenden Herzen von Kindern aufgegessen hatte, um die Fähigkeit zum Fliegen zu gewinnen (Karl Meyer, „Der Aberglaube des Mittelalters", S. 279, andere Beispiele bei R. Andree, „Die Anthropophagie", S. 11). Frappante Beispiele von modernem Aberglauben hat R. Andree im „Globus", Bd. 65, S. 246 (vgl. Vierkandt, „Naturvölker und Kulturvölker", ein Beitrag zur Sozialpsychologie, S. 338f.). Gerade das Gebiet der Medizin zeigt aber auch wieder am besten, wie man doch durch bessere Einsicht den Übeln steuern kann, und die Erfolge dieser Wissenschaft sollten unablässig zur Bekämpfung von Vorurteilen auch auf anderen Gebieten anspornen. Dem besseren Wissen sind ebenso die Fortschritte in der Entwicklung des Rechtes und der Personenwertmoral usw. zu verdanken. Menschenopfer, Kannibalismus, Blutrache verschwinden allmählich, Frauen und Kinder werden rechtlich höher gestellt. Von dem besseren Wissen, der bessern Einsicht ist denn auch eine vollkommenere Ordnung des Gesellschaftslebens zu erhoffen und nicht allein vom Mitgefühl* Als Gebiete nun, in denen Einsicht und Ethik (Moral) gemeinsam herrschen oder, richtiger gesagt, herrschen sollen, werden die sozialen Maßnahmen und Einrichtungen, die inneren politischen Verhältnisse und die völkerrechtlichen Beziehungen (wenn man die wenigen Ansätze zu

* So ruft Lucrez, von der Opferung Iphigeniens sprechend, aus: „Die Religion, hat sie solche Barbareien die Menschen lehren können!" Und Seneca äußerte sich über Krieg, Sklaverei, Gladiatorenkämpfe wie der modernste Humanitätsapostel. Das Mitgefühl ist mehr etwas dem Menschen Angeborenes und läßt sich nicht so leicht einimpfen, während er der Vernunft, namentlich wo sie ihm nützen kann, eher Gehör schenkt. Die ganze staatliche Fürsorge für die Bürger in Athen und Rom entsprang nicht dem Mitleid, sondern der Notwendigkeit und der Rücksicht auf das Wohl und die Würde des Gemeinwesens. Und daß gute und böse Charaktere, die boni und die mali oder improbi — wie schon die Alten die Menschen ganz richtig einteilten — in den Anlagen wurzeln, zeigt eine Betrachtung der gutgearteten und anderseits der grausamen Naturvölker. Oder um hervorragende Einzelpersönlichkeiten einander gegenüberzustellen: Cato der Ältere gibt (in seinem Buche über den Landbau) den Rat, einen alten oder kränklichen Sklaven zu verkaufen, weil der Hausvorstand Kaufmann und nicht Krankenpfleger sein dürfe Plutarch aber sagt: „Ich würde nicht einmal meinen Zugochsen verkaufen, weil er alt geworden ist." Oder endlich auf der einen Seite Coriolan, der das Volk durch Aushungerung zum Verzicht auf seine Rechtsanwälte, die Tribunen, zwingen wollte; auf der andern Seite Perikles, der dem Proletariat durch großartige Bauten Beschäftigung und Unterhalt bot.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihnen im Altertum so nennen darf) in den Hauptzügen vorgeführt werden. Bei der Behandlung der antiken Ethik selbst soll wieder die Humanität in ihrem üblichen Sinne, also als Betätigung des Mitleids und Wohlwollens, als die dem Nebenmenschen gewährte Hilfeleistung gesondert besprochen werden. Ein eigenes Kapitel wird der römischen Jugendfürsorge der Kaiserzeit gewidmet sein. Das Ganze aber soll nur Richtungslinien für die Beurteilung der Entwicklung der Humanität geben, also die verschiedenen Gesichtspunkte und die allerwichtigsten, zu deren Erläuterung notwendigen Tatsachen herausgreifen, wobei die Humanität der Theorie und der Praxis, der Idee und der Wirklichkeit unterschieden werden sollen.

Die Sammlung der Gesichtspunkte dürfte auch dem klassischen Philologen bei der Schriftstellerlektüre ein Behelf sein, um dem oben erwähnten Zwecke des altsprachlichen Unterrichtes gerecht zu werden.

IV. Das Alter der Menschheit. Folgerungen für die Entwicklung der Humanität.

Es hat lange, lange gedauert, bis sich die Menschen von dem Raume der Welt eine ungefähre Vorstellung gemacht haben. Nicht zu reden von Völkern auf tieferen Kulturstufen. So fragten die Bewohner von Tahiti den Engländer Bligh, ob er bei der Fahrt zu ihnen nicht auch an Sonne und Mond vorbeigekommen sei. Aber erst Kopernikus (1473—1543) hat die Hypothese der Pythagoräer und des Aristarch von der Umdrehung der Erde wissenschaftlich bewiesen, obwohl schon die alten Kulturvölker, namentlich die Griechen und Araber, in der Himmelskunde Staunenswertes geleistet hatten, und so ward durch ihn die Ansicht, daß die Erde der Mittelpunkt des Weltalls sei (anthropozentrische Anschauung) siegreich aus dem Felde geschlagen. Mit Verehrung wird daher die Menschheit zu diesem wie zu den anderen Pfadsuchern und Pfadfindern* der Himmelskunde, es seien hier Tycho Brahe,

* Die Namen der Entdecker auf naturwissenschaftlichen Gebieten (auch auf mathematischen und technischen) sind ja in weitesten Kreisen bekannt. Aber so wie die Gesellschaftswissenschaft in der allgemeinen Schätzung weit hinter den dem praktischen Bedürfnis unmittelbar oder mittelbar dienenden Wissenschaften zurücksteht, obwohl ohne die erstere selbst die gewaltigsten Errungenschaften der letztgenannten das Wohl der menschlichen Gesellschaft nicht fördern, ja ihr sogar zum Unheil gereichen können, so sind auch die Pfadfinder in der Gesellschaftswissenschaft bis jetzt im Hintergrund geblieben. Man denke an den Begründer der modernen Soziologie, August Comte, von dem auch diese Bezeichnung stammt. (Das Wort Sozialismus prägte Pierre Leroux, den Ausdruck „Social philosophie" Hobbes.) Allzuwenig gewürdigt ist da auch Bastian, der Nestor der Völkerkunde, der aus der sozial-psychologischen Perspektive eine induktive Geschichte des menschlichen Bewußtseins gegeben hat, eine vergleichende Übersicht großer treibender Gedanken, die ihren konkreten Niederschlag in den sozial-psychischen Schöpfungen der Religion, des Rechts, der Sitte, Kunst usw. finden (Professor Achelis, „Soziologie"). Fürwahr ein Gedanke, der, fruchtbar gemacht, alle Vorurteile, welche die Menschen, scheinbar unüberbrückbar, trennen und meist Rudimente (Überbleibsel) eines primitiven, noch mythologischen, unwissenschaftlichen Denkens sind, zu beseitigen vermöchte.

Auf welchem Gebiete immer wir aber Pfadfindern begegnen, so soll die Energie ihres Willens und Denkens, sollen die Triumphe des Geistes über die Materie, von dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Keppler, Galilei und Newton genannt, noch in den fernsten Zeiten emporschauen. Dank den Forschungen dieser Männer und ihrer Nachfahren sind wir zur Einsicht gekommen, „daß sogar schon der kleine Teil der Welt, der uns sichtbar ist, eine ungeheuere, alle Fassungskraft übersteigende Ausdehnung besitzt; daß z. B. das Licht (das doch 48.000 Meilen in der Sekunde zurücklegt) 6000 Jahre braucht, um von der Milchstraße zu uns zu gelangen, so daß also, wenn diese plötzlich erlöschte, wir sie trotzdem noch sechs Jahrtausende am Himmel weiterleuchten sehen würden. In diesem gewaltigen Gebäude verschwindet die Erde zu einem kleinen Stäubchen. Und auch dieser unsern Sinnen zugängliche, mit Myriaden von Gestirnen, mit entstehenden und vergehenden Sonnensystemen erfüllte Raum ist nur wieder ein winziges mikroskopisches Fleckchen, ein Nichts im Vergleich zu der unendlichen Größe des Weltalls“ (Müller-Lyer, „Phasen der Kultur“, S. 333). Bekannt ist es ja ferner, daß nicht mehr unsere Sonne, sondern eine sogenannte Zentralsonne als der eigentliche Punkt, um den sich alle Fixsternsysteme bewegen, angenommen wird.

Es ist nun eine Tatsache von der bedeutendsten Tragweite, auf welche Müller-Lyer an ebenderselben Stelle aufmerksam macht, daß, während über die Größe der Welt jetzt richtige Ansichten ziemlich allgemein verbreitet sind, man bezüglich der zeitlichen Verhältnisse, besonders über die Fragen: wie alt ist die Erde? wie alt das Menschengeschlecht, die Kultur? noch vielfach in rückständigen Meinungen befangen geblieben ist, wohl deshalb, weil der unvergängliche Raum der mathematischen Berechnung viel leichter zu unterwerfen sei als die flüchtige Zeit, die wir nur durch verwickelte Schlußverfahren und indirekte Anhaltspunkte annähernd bestimmen können. Astronomen, Physiker, Geologen nehmen übereinstimmend an, daß das Alter der Erde nach Jahrmillionen zu berechnen ist. Ich will nicht die einschlägigen Berechnungen und Schätzungen eines Alexander von Humboldt, Lyell, Lubbock, G. de Mortillet, Croll, Prestwich, Warren Upham, Georg Taylor anführen. Es genüge, daß Penck, der jetzt als der beste Kenner dieses Gebietes gilt, als Dauer der Eiszeit (Diluvium) 500.000 Jahre angibt. Die letzte kleine Eis-

---

sie, oft den härtesten Verfolgungen trotzend, nicht zu bezweifelndes Zeugnis geben, für alle kommenden Geschlechter, ganz besonders für die studierende Jugend eine Schule der Charakterbildung und des „geistigen Pfadfindens“ sein. Hält man diesem die nach englischem Muster („boy scouts“) jüngst auch bei uns eingeführten Pfadfinderübungen im Gelände gegenüber, dürften letztere zu manchen Erscheinungen der Gegenwart stimmen, die als eine Rückkehr zu primitiven Regungen des Menschengeistes bezeichnet werden können. Abgesehen davon, daß solchen Übungen nur ganz kurze Zeit zugemessen ist und daß sie ganz und gar nicht dem Ernstfall entsprechen — und würden sie es, wer von allen Beteiligten würde einen bedeutenderen Unfall so leicht in Kauf nehmen? (Man denke nur an Überfälle in national umstrittenen Gegenden.) Ist doch auch für körperliche Ertüchtigung und Orientierung im Gelände usw. schon anderweitig genügend gesorgt. Bei uns allerdings sollen sie in erster Linie zur Bildung des Charakters dienen und die Jugend zu werktätiger Hilfsbereitschaft erziehen. Aber wäre es nicht ratsamer, den Ursachen der moralischen und körperlichen, teils durch Übergenuß, teils durch Unterernährung und andere Einflüsse verursachten Entartungen entgegenzuarbeiten und sowohl neue Wege zu suchen, die zur Gesundung eines kranken Gesellschaftskörpers führen, als auch die von den Pionieren der Gesellschaftswissenschaft bereits angebahnten weiter auszubauen? Für diese Aufgabe, welche vor allem andern die Weckung und Pflege des Gemeinsinns als Grundbedingung voraussetzt, werden ja die geistigen Kräfte des Nachwuchses in den Dienst zu stellen sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

periode — es hat nämlich deren mehrere gegeben, dürfte erst vor 10 bis 20 Jahrtausenden abgelaufen sein. Aber der Mensch ist viel älter als diese Eiszeit. Denn der Diluvialmensch hatte, wie die Prähistorie beweist, mit den Waffen in der Hand, mit dem Feuer und andern Errungenschaften versehen, schon ungeheuere Wanderungen hinter sich, die ihn in verschiedenen Erdteilen festen Fuß hatten fassen lassen.

Zu welchem Ende nun, wird man fragen, wird diese Erwägung des großen Kulturforschers in den Kreis der Betrachtung gezogen, warum auf die Notwendigkeit der Überwindung unserer kleinzeitlichen Anschauungen hingewiesen, indem die Überwindung der kleinräumlichen zum Muster genommen wird? Hat doch ein Leopold von Ranke die Geschichtsschreibung nur bis zur Erfindung der Schrift zurückgreifen lassen, die Probleme der Urwelt aber der Naturwissenschaft anheimgegeben (vgl. Weltall und Menschheit, I. Bd., Einleitung von H. Krämer). Sollte dem Altmeister der Nutzen der richtigen Einschätzung dessen, was wir eben so grundlos wie stolz die „Weltgeschichte“ nennen, entgangen sein? Das ist gewiß nicht anzunehmen. Die Paläoanthropologie (palaiós = alt, ausgestorben; ánthropos = Mensch), d. i. die Wissenschaft vom fossilen oder ausgestorbenen Menschen und von den „Ausprägungsformen“ des Menschengeschlechtes, d. h. den Erzeugnissen menschlicher Industrie der Vorzeit, ist eben noch sehr jung.* Erst „der vervollkommete Apparat der modernen Forschung hat es ermöglicht, zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht allein für eine Vorweltgeschichte, sondern auch für eine umfassende Darstellung der Beziehungen des Menschengeschlechtes zum Weltall und seinen Kräften die Fundamente zu errichten“. . . . „Ein Zeitraum von etwa sechs Jahrtausenden schien unsern Eltern bereits weit genug für den Entwicklungsgang der Erde und der Menschheit. Der Siegeszug der neuern, exakten Forschung, der, frei von philosophischer Grübelei, lediglich mit ergründeten Tatsachen, mit naturwissenschaftlichen Fakten rechnet, hat alle diese naiven Ansichten in die Kinderstube verwiesen“ (H. Krämer, a. a. O.).

Der Nutzen nun, den eine solche Erweiterung des zeitlichen Gesichtsfeldes mit sich führt, ist ein ungeheuerer. Der ideelle Wert, daß die Paläoanthropie „die tiefsten Probleme berührt, mit denen sich des denkenden Menschen Geist beschäftigt“, daß wir die Fortschritte in der menschlichen Entwicklung, die bei einzelnen Völkern oder in verschiedenen Perioden festzustellen sind, richtiger werten können, mag freilich für manchen keine Anziehungskraft besitzen. Aber zweifellos die praktischen Folgerungen. Denn hält man sich vor Augen, welche gewaltige Zeiträume, wie viele und unsägliche Bemühungen der Mensch gebraucht hat, um sich aus tierähnlichen Zuständen emporzuarbeiten, so wird man, nach dem bekannten Satze „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ die Kulturerrungenschaften besser würdigend, sie zum allgemeinen Besten zu verwenden trachten und nach Kräften an der Vermenschlichung der Menschen, an der Ethisierung (Versittlichung) der Welt, mitwirken. Die Erkenntnis der Grund-

* Der Ausdruck erschien zuerst in den „Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris“ 1867, wo die Forscher Rossi und Pruner-Bei über die Steinzeit in der römischen Campagna als „Paléoanthropologie romaine“ berichteten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lagen unserer Entwicklung wird ein mächtiger Ansporn besonders für die Sozialethik. Welch ungeheuerer Abstand zwischen dem roh zubehauenen Feuerstein und der Bestimmung einer Weltzeit, die in Paris funkentelegraphisch in einem Umkreis von 6000 Kilometer mitgeteilt wird! Wie weit der Weg vom häßlichen Fetisch bis zum Einblick in die geheimnisvollsten Wunder der Schöpfung! Und doch vergleichen wir das Gemeingefühl, das die Bewohner eines Pfahldorfes, eine Sippschaft oder einen Stamm der Wilden, sei es zur Gewinnung des Lebensunterhaltes, sei es zur Abwehr von Angriffen, zusammenhält, mit dem sozialen Bewußtsein der Kulturmenschen, wie abgrundtief steht dieses unter ihren wissenschaftichen und technischen Leistungen! Alfred Vierkandt behauptet sogar a. a. O., S. 167f., daß mit der Entwicklung der Technik ein Umschwung des sozialen Lebens zusammenhänge, welcher die Überzeugung von dem Wert des einzelnen immermehr herabdrücke und an seine Stelle die Masse setze. „Obwohl in eminenter Weise eine Schöpfung des die Körperwelt beherrschenden menschlichen Geistes erscheint die Welt der Technik zumal dem individuellen Bewußtsein doch weniger als ein Stück Geist denn als ein Stück roher brutaler Natur, welche das lebendige Individuum entwertet . . .“ „Durch die Umgestaltung der Arbeit zu einer Sache der Massen sieht sich dieses wieder in jene Ohnmacht und Abhängigkeit zurückversetzt, welche das charakteristische Merkmal der Naturvölker bildet.“ Derselbe stellt S. 364 eine gewisse Abnahme des Gemeinsinns in der Neuzeit fest, indem er sich auf die Aufwendungen für öffentliche Zwecke und auf den weiten Spielraum beruft, den die Freigebigkeit einzelner im öffentlichen Leben des Altertums einnahm und vergleicht damit die widerstrebende Stellung, die der moderne Kapitalismus in der Regel den finanziellen Ansprüchen des Staates gegenüber behauptet, wie denn auch in den Staatsidealen des Altertums die sittlichen Güter des Staates die Hauptrolle spielten. Er betont auch des öftern (z. B. S. 489), daß die Leistungen unserer Kultur in den ideellen Regionen der Kunst, Wissenschaft und Religion weit höher seien als auf wirtschaftlichem Gebiete, „wo die soziale Frage jeder Lösung zu spotten scheint“. In der Tat haben verschiedene Kulturforscher, z. B. Lippert, der das Prinzip der Lebensfürsorge in den Mittelpunkt stellt, die Fähigkeit, Opfer für die Gemeinschaft zu bringen, zum Prüfstein der Kultur gemacht. Greift man endlich aus der Menge der auch der sogenannten „Vollkultur“ (daß sie den Höhepunkt der Entwicklung bilde, wird wohl kein Vernünftiger behaupten) anhaftenden Gebrechen, die Greuel der Kolonial- und anderer Kriege der neuesten Zeit und ihre verschiedenen Akte der Grausamkeit in Friedenszeiten heraus, so kann eine Rückschau auf die primitiven Anfänge des Menschen zum schärfsten Stachel für das Gewissen der Gesellschaft werden, das, wie die zu allen Zeiten und bei allen Völkern gebrauchten Rechtfertigungen und Beschönigungen der ärgsten Ausschreitungen beweisen, zum Glücke nie erstorben ist.

Dies alles aber erschöpft die Wirkung der gewonnenen Fernsicht nicht. Diese läßt — und das scheint mir der Hauptwert zu sein — gar vieles nicht mehr als Utopie erscheinen, was so gerne dafür erklärt wird, und vermag den horror novi (die Furcht vor dem Neuen), den Misoneimus (Haß gegen das Neue) zu mindern. „Die Utopien von heute sind Wahrheiten von gestern“, sagt ein Schriftsteller. Die Aufhebung der Sklaverei hielt noch der größte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Denker des Altertums Aristoteles für eine Utopie. Wer hätte es einst für möglich gehalten, daß das Weib, ursprünglich versklavt, ein Lasttier, zu ihrer heutigen Stellung gelangen werde. Und die Differentiation (Arbeitsteilung) der Frauen und ihre Anteilnahme am öffentlichen Leben hat kaum erst begonnen, so daß es sich vorläufig nicht einmal sagen läßt, welche Umgestaltung das soziale, wirtschaftliche und politische Leben durch diese Bewegung erfahren wird. Ein Traum war einmal die Gleichheit der Menschennatur. Eine päpstliche Bulle mußte erst entscheiden, daß die Indianer Menschen zu nennen, ein „gente razional" (vernunftbegabt) seien, nachdem die Spanier aus der Lehre der Patristen, daß die Erde keine Kugelgestalt habe und es keine Gegenfüßler gebe, den grausamen Schluß gezogen und Millionen von Eingeborenen auf entsetzliche Weise vertilgt hatten (vgl. Draper, „Geschichte der geistigen Entwicklung Europas"). Ein Traum die Erwerbung der Menschenrechte und so vieles andere. Warum aber doch dieser Unglaube, wo es doch oft viel leichter ist, für eine beglückende Idee tätig zu sein oder mindestens ihr gegenüber Gleichgültigkeit zu bewahren, als ihr entgegenzuarbeiten? Für hohe, wenn auch noch so ferne Ziele ist — das sind Herders Worte — „kein Grundsatz, kein Tropfen Öl vergebens".* Manche Gründe, wie z. B. die Macht der Gewohnheit oder die Furcht vor dem Sprung ins Ungewisse, mögen ja wohl begreiflich erscheinen. Aber als frivol muß man die bekannte Auffassung „Nach uns die Sintflut" bezeichnen, nach welcher sich viele von denen einrichten, welche an gewissen Einrichtungen und Zuständen nur aus Selbstsucht festhalten wollen. Auch jene handeln nicht sittlich — vielleicht auch nicht klug, da sie sich verrechnen können —, welche im Vertrauen auf ihre Kräfte oder aus Freude an des Kampfes haßerfüllter Atmosphäre, z. B. einer Ordnung der Verhältnisse nach sittlichen Gesichtspunkten widerstreben. Doch welches immer die Gründe des Mißtrauens gegenüber den ihrer Zeit voraneilenden Ideen seien, diese selbst sind lebende Mächte. „Die Geschichte der Menschheit ist ein stetiger Kampf zwischen den Ideen und den Interessen; für den Augenblick siegen immer die letzteren, auf die Dauer aber immer die Ideen" (Castelar, Reden). „Der Parteimann sieht nur das Hier und Jetzt, der Philosoph aber forscht nach dem Überall und Immer. Jener berauscht sich an den politischen Orgien seiner Zeit und taumelt dann blindlings auf das nächstliegende Ziel los, während der Philosoph inmitten der ihn umgebenden politischen Bacchanalien Weitblick und Nüchternheit behauptet" (Dr. Lorenz Stein, „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie"). Die Idee eines Weltreiches** oder einer Weltorganisation, in den Worten „eine Herde und ein Hirt" schon so klar gefaßt, stehen wir nicht an der Wiege ihrer Verwirklichung? In Europa gibt es nunmehr zwei Gruppen von Staatenbünden, deren jede von mehreren Großstaaten gebildet wird. Ist es nicht möglich, daß auch diese zwei Gruppen sich später zu einer vereinen? Gilt nicht heute der Krieg, der in alten Zeiten die Regel war, als eine Ausnahme, die man mit aller Kraft zu ver-

* Man erkennt übrigens erst jetzt, welche Höhe Herder, Fichte und andere Verkünder der Humanität erreicht haben und welche Bedeutung dem Zeitalter der Aufklärung überhaupt zukommt, wenn man auf gewisse rückläufige Bewegungen der Gegenwart hinblickt.

** Schon der Kaiser Mark Aurel tat den Ausspruch, daß sich die Staaten zu einander so verhalten sollten, wie die Häuser einer Stadt in dieser.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hindern sucht? Gibt es nicht schon eine „Pan-Amerikanische Bewegung"? (vgl. den gleichnamigen Vortrag in der Wiener Soziologischen Gesellschaft von Alfred Fried). Hat nicht China, dessen Bevölkerung ein Viertel der Erdbewohner bildet, der modernen Kultur seine Mauern geöffnet und hat nicht Japan, der fernste Osten, seinen Platz (leider erst nach einer Waffenprobe) unter den Kulturvölkern erhalten? Durch die fernen Wüsten eilt das Dampfroß, Nord- und Südpol werden erreicht, eine Weltsprache verbreitet, Friedenskonferenzen abgehalten, internationale Kongresse über die verschiedensten Angelegenheiten treten immer häufiger zusammen, die Ergebnisse der Wissenschaft werden Gemeingut aller Völker, die Welt ist ein einziges Kaufhaus geworden, kann man wirklich solche Anzeichen eines „Weltzusammenschlusses", eines „einzigen großen Kulturbundes" übersehen? (Vgl. Walter v. Walthoffen, „Die Menschheit, deren Abstammung, natürliche und kulturelle Entwicklung, Aufgabe und Bestimmung", S. 277ff.).

Und sollte doch jemand für sie keine Augen haben, wird er vielleicht auf die Stimme der Propheten und Vorkämpfer hören, die wie bei jeder Weiterentwicklung so auch bei dieser der Menge vorangehen. Groß ist die Zahl der einzelnen, der Vereine und Institute, die, den auch von Kant in seinem Aufsatz „Zum ewigen Frieden" S. 31 angerufenen Satz „Fata volentem ducunt, nolentem trahunt"* beherzigend, der Zukunft die Wege ebnen. Bloß des Beispiels wegen sei genannt aus der Heftefolge „Internationale Verständigung", Heft 2 u. 3 „Friedensbewegung und Menschenökonomie" von Rudolf Goldscheid (Verlag der „Friedenswarte", Berlin 1912, W., Bülowstraße 66) und von demselben Verfasser „Höherentwicklung und Menschenökonomie, Grundlegung der Sozialbiologie" (Philosophisch-soziologische Bücherei, Bd. VIII, Verlg. Dr. Werner Klinkhardt in Leipzig). Ich kann es mir aber nicht versagen, wenigstens einige Worte aus der neuen und doch alten frohen Botschaft, die den Gedanken anschaulicher machen sollen, wörtlich wiederzugeben: „Es bleibt aber noch die Organisation des wirtschaftlichen Lebens übrig, welches bisher vorwiegend als ein unantastbares Stück Natur gegolten hat, das dem Eingriff der Menschen und der Umgestaltung nach sittlichen Gesichtspunkten völlig entzogen sei . . . Die Berufung darauf, daß es immer so gewesen, daß nur eine bevorzugte Minderheit sich der Güter der Kultur erfreut hat, die größere Menge aber zu harter Arbeit und Entbehrung verdammt sei, und daß diese Zweiteilung in der Natur der Dinge und des menschlichen Geistes unvertilgbar begründet sei, hat jedenfalls keine zwingende Beweiskraft im praktischen Sinne, denn sie schlägt jenem sozialen Selbstbewußtsein ins Gesicht, welches zu dem Wachstum unserer Kultur

* „Das Sckicksal führt den Willigen, den Widerstrebenden schleppt es." Dieser „philosophische Entwurf", von echt Kantischem Gepräge, verdiente allgemeinere Beachtung. Die Genialität des großen Denkers zeigt sich ferner darin, daß er trotz des damals so mangelhaften Tatsachenmateriales den Krieg von völkerpsychologischem Standpunkt beleuchtet und als ein Motiv desselben entdeckt, daß er aus bloßem Ehrtrieb, nur um den Kriegsmut zu beweisen („von amerikanischen Wilden sowohl, als den europäischen in den Ritterzeiten") geführt, „mithin in dem Kriege an sich selbst eine innere Würde gesetzt wird", wobei er die Philosophen zurechtweist, die dem Kriege als einer gewissen Veredlung der Menschheit, uneingedenk des Ausspruches jenes Griechen: „Der Krieg ist darin schlimm, daß er mehr böse Leute macht, als deren wegnimmt", eine Lobrede halten, S. 30 (Verlg. Reclam).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ebensosehr im Verhältnis der Folge wie der Ursache steht. Eine Vollkultur, welche zur Beherrschung ihres Kulturapparates so wenig Vertrauen hat, daß sie von vornherein grundsätzlich daran verzweifelt, ihn in den Dienst sittlicher Forderungen zu stellen, gibt sich selbst auf" (Vierkandt, a. a. O. S. 170). Derselbe S. 57f.: „Wie in den Tagen der Renaissance das Reich der Natur als ein verheißungsvolles Wunderland erschien, (S. 16: „als Galilei seine Kugeln die schiefe Ebene herabrollen ließ" usw.) . . . so dehnt sich vor uns heute das weite Gebiet des geistigen Lebens und der Geisteswissenschaften als ein Land aus, dessen Geheimnisse zu entschleiern unsere Zeit eben erst mit zagendem Versuche beginnt. . . . Auch für uns steigt am Horizont das frische Morgenrot einer neuen Zeit herauf, die ihr Senkblei in die Tiefen des individuellen und sozialen Seelenlebens zu tauchen verspricht." Von Müller-Lyer, der in geradezu klassischer Weise die Entwicklung des Gesellschaftsorganismus, die er mit der fortschreitenden Bewegung von der Monere zum Säugetier vergleicht, hören wir, daß die erste (bisherige) Epoche „der Vervollkommnung der Gesellschaft" nur als Vorspiel einer zweiten Epoche „der Vervollkommnung des Individuums" zu betrachten sei. Die Vervollkommnung der Gesellschaft auf Kosten des Individuums könne nicht das letzte Wort der Kultur sein. In tierischen Gesellschaften habe die Natur allerdings dieses Prinzip mit grausamer Folgerichtigkeit durchgeführt, so z. B. in den Staaten der Ameisen, Termiten, Bienen, dieser Menschen unter den Insekten. Ja, bei den Ameisen werden einzelne Individuen mit süßem Saft gefüllt und in den Zellen aufgehängt, so daß sie nun ihr Dasein als Flaschen oder als lebende Honigtöpfe der Gesellschaft zum Opfer bringen. Ferner gibt es Sklavenhalter, deren Freßwerkzeuge so verkümmert sind, daß sie verhungern, wenn sie nicht von ihren Sklaven gefüttert werden. „Wir sehen daraus, wohin der Weg führt: zur Verkümmerung und Entartung der Individuen! . . . Der Mensch müßte auf die Stufe von Insekten hinabsinken, wenn er sich willenlos dem Naturprozeß überließe." Es seien zwar Anfänge zu solch künstlicher Degeneration auch in Menschenstaaten vorhanden, aber zu anatomischen Veränderungen werde es nicht kommen und der Mensch sei bereits zu hoch gestiegen. . . . Bis jetzt sei die Kulturbewegung eine unbewußte und daher sozusagen unwillkürliche gewesen. Nun sei sich die Menschheit ihres Lebens bewußt worden. „Mit der Entstehung der Soziologie ist dieses Ereignis eingetreten. Und nun hat in der großen Weltenuhr eine neue Stunde geschlagen. Sie verkündet die Auferstehung der Menschheit aus dem Dämmer des Trieblebens in die Helle des Bewußtseins. . . . Der Sozialintellekt ist in das Zeichen des Selbstbewußtseins getreten. . . . Gerade wie die Menschheit durch die Naturwissenschaft sich dazu aufgeschwungen hat, die Natur zu meistern, so wird sie durch die Kulturwissenschaft lernen, das eigene Geschöpf, das sie in Blindheit erschaffen hat, die Kultur, ebenfalls zu menschlichen Zwecken zu beherrschen. Die Wissenschaft von den sozialen Mächten wird selbst eine soziale Macht werden und den Menschen instand setzen, von dem durch blinde Kräfte Geführten zum zielbewußten Leiter seiner Geschicke aufzusteigen." Aber wir haben uns möglicherweise getäuscht, indem wir solchen Erklärungen überzeugende Kraft beimaßen. Auch jetzt noch werden die, welche sie soeben gehört haben, sagen: „Ja, im Kopf hat das keine Schranken! Hat nicht schon Jesaias K. 2, V. 4 geweissagt: „Die Völker werden umschmieden ihre

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schwerter in Pflugscharen und ihre Speere in Winzermesser. Nicht wird ein Volk gegen das andere das Schwert erheben und nicht wird man Krieg lernen.“ Oder Micha K. 4, V. 3: „Es wird wohnen ein jeder ruhig unter seinem Feigenbaum und seinem Weinstock ohne Störung.“ Hat nicht Christus alle Menschen für Brüder erklärt? Das ist und bleibt eine Utopie* („Nirgendheim“), eines der vielen sozialpolitischen Wunschgebilde, wie sie bereits im Altertum von einzelnen Phantasten entworfen worden sind. Kriege wird es geben, solange es Menschen gibt.“

Ein so festsitzender Pessimismus beweist nur, wie notwendig es ist, die Geschichte der Menschheit in richtigem Abstand zu betrachten. Daher zu diesem Punkte noch einiges: Norman Angell („Die große Täuschung“, 1.-3. Tausend, Leipzig, Dieterich, 1910) veranschaulicht die zeitliche Kulturbewegung, S. 151, durch folgenden Vergleich: „Setzen wir z. B.: Vor fünfzig Jahren gehörte der Mensch zu den menschenfressenden Wilden, oder war, anders ausgedrückt, ein wildes Tier, das andere wilde Tiere jagte, dann wurde aus ihm — vergleichsweise — innerhalb einer Frist von drei Monaten ein beliebiger Herr Schmidt, der regelmäßig in die Kirche geht, Gesetze macht, das Telephon benutzt usw. Das ist die Geschichte der europäischen Menschheit.“ Es ist nun ein bereits von Kant gefundener Erfahrungssatz, daß die Zeiten, in denen neue Kulturfortschritte gemacht werden, sich immer verkleinern. Unser Altertum „in Wahrheit nichts anderes als ein Abschnitt der allerneuesten Kulturperiode unseres Geschlechtes“ dauerte rund fünf Jahrtausende, das Mittelalter etwas über ein Jahrtausend, die Neuere Zeit dreieinhalb Jahrhunderte und die Neueste Zeit nur ein Dutzend Jahre, wie man sieht, gewaltige, durch materielle wie geistige Ursachen bewirkte Beschleunigungen. Und selbst wer über die Enge des Gesichtsfeldes eines Maulwurfs nicht hinausblickt, muß erkennen, daß wir an der Schwelle einer neuen Epoche stehen. Der Welthandel verbindet in einem sozusagen tagtäglichen Verkehr fast alle Bewohner der Erdoberfläche zu einer großen universellen Arbeitsorganisation. . . . „Und dieser großartige ökonomische Internationalismus nimmt an Macht und Geschlossenheit immer mehr zu und nähert sich der Weltwirtschaft.“ Diese gegenseitige Abhängigkeit der Staaten wird sich denn auch als mächtige Vermittlerin internationaler Verständigung mehr und mehr geltend machen. Die hochkapitalistische Phase, die in Deutschland mit dem Jahre 1833, der Gründung des deutschen Zollvereins, begann, wird schon durch den sozialisierten, erstens staatlichen, zweitens genossenschaftlichen Betrieb abgelöst. Man denke an den Umfang des Versicherungswesens und seine Ausgestaltung oder an die Konsumvereinsbewegung, an der heute in England allein etwa zwei Millionen Menschen beteiligt sind. „Auch in die Streitigkeiten zwischen den

---

* Die Friedensschwärmer des Mittelalters, Dubois, Marsilius von Padua, Dante, Honoré Bonnor, die der beginnenden Neuzeit, Podiebrad. Heinrich IV., dachten an eine zwischenstaatliche Vergesellschaftung in der Form eines Bündnisses der christlichen Fürsten. Bei den Späteren, Grotius, Saint Pierre, Bentham, William Penn und anderen, trat der Rechtsgedanke in den Vordergrund, es sollte ein Zusammenschluß der Staatenwelt in föderativer Form stattfinden, von der sich die heute gewünschte „zwischenstaatliche Organisation“ von Grund aus unterscheidet (vgl. Fried, „Pan-Amerikanische Bewegung“, S. 3ff.). Die Titel der Werke der Utopisten Thomas Morus, Campanella, Andreae, Harrington, Vairasse, Morelly, Fichte, Cabet, Bellamy, Hertzka findet man bei Gustav Maier „Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung“.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

großen Unternehmer- und Arbeiterkoalitionen wird der Staat immer aktiver eingreifen müssen.“ So wie die Existenzverhältnisse in der Sippe geschützt wurden, so wird der moderne Staat an dieselbe Aufgabe herantreten, zu deren Erfüllung, mag sie auch unvergleichlich schwerer sein, ihm auch unvergleichlich mehr Mittel zu Gebote stehen.

Und daß die neueste Zeit auf einer ganz anderen Basis steht, beweisen die gigantischen Ziffern auf wirtschaftlichen und anderen Gebieten, die selbst dem Kurzsichtigsten auffallen müssen. Da gibt es Milliardenbudgets, Millionenheere von Soldaten und organisierten Arbeitern, Schienenwege usw., alles, alles geht ins Riesigdimensionale! In Europa und den Vereinigten Staaten Nordamerikas hat sich während des 19. Jahrhunderts die Bevölkerung von 153 auf 398 Millionen vermehrt. „Die gegenwärtige Anzahl der Menschen auf der ganzen Erde wird zu etwa 1500 Millionen berechnet. Bei demselben Zunahmeverhältnis würde die Gesamtzahl nach kaum 200 Jahren 6000 Millionen betragen“ (W. Leche, „Der Mensch, sein Ursprung und seine Entwicklung“, S. 316). (Jetzt hat die Erde noch Raum, um die dreifache Anzahl ihrer dermaligen Bewohner auf dem Lebensfuße eines deutschen Mannes zu ernähren.) Neben den wirtschaftlichen Abhängigkeitsverhältnissen ein zweiter Zwang zur Völkervergesellschaftung. Die Völker werden gezwungen sein, ihre Kräfte, statt gegeneinander, der intensivsten Bearbeitung der Erde sogar in Form der Gartenkultur, wie schon seit langem im dichtbevölkerten China, zuzuwenden. Und daß der Zwang der Verhältnisse die Menschen zur Regelung der biologischen Verhältnisse innerhalb der Staatengebilde und zwischen diesen und zur Verfriedung im Innern und nach außen führen wird, zu einem Kulturstande, in dem man unsere soziale Tätigkeit so bewerten wird wie wir die Fehden der Ritterzeit, darüber geben sich die Soziologen und Kulturforscher keiner Täuschung hin. Nein, sie sind keine Träumer. Im Gegenteil, ganz nüchterne Denker. Als solche kennen sie auch ganz gut die Hemmnisse, die der Entwicklung im Wege stehen, die „Enge und Beschränktheit des menschlichen Bewußtseins“ und die Selbstsucht einzelner und ganzer Gruppen. Sie wissen ganz gut, daß die Menschheit noch ungeheuere moralische und physische Verluste erleiden wird, aber sie haben auch das Ziel des Menschen „als der höchsten uns bekannten ethisch angelegten Organisationsstufe“ erkannt und wissen, daß eben dieses Ziel „das Schicksal ist, das den Willigen führt, den Widerstrebenden schleppt“. Und daß schon in alten Zeiten der Menschheit dasselbe Ziel gesetzt wurde, ist kein Grund, es für eine Utopie zu halten, sondern ein Beweis, daß bereits damals erleuchtete Geister die Naturnotwendigkeit einer solchen Entwicklung erkannten. Wenn nun ihre Lehren, in weite Kreise getragen, keine Kassandrarufe sein werden — und sie werden es ebensowenig sein wie die der Philanthropen und Aufklärer des 18. Jahrhunderts, die die allgemeinen Menschenrechte herbeiführten — werden „die Widerstrebenden“ immer weniger und der Leidensweg der Völker bedeutend abgekürzt werden. Der Einwurf endlich, daß es Kriege geben wird, solange es Menschen gibt, läßt sich ebenso kurz mit der Variante abtun: „Solange die Menschen sich nicht vom Tierischen befreit haben werden.“ Auf diese Befreiung nun hinzuarbeiten, ist die erste Bedingung für die Abkürzung der via crucis, des Leidensweges.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

V. Körperliche und geistige Anlagen des Menschen, seine Existenzbedingungen.

a) Körperliche Anlagen.

Die moderne Naturwissenschaft fußt bekanntlich auf der Entwicklungslehre, die wie so manche anderen Erkenntnisse bereits von einzelnen Forschern des Altertums vorgedacht war. Einen genetischen Zusammenhang aller Organismen, eines Entstehens der höheren Lebensformen aus niedrigeren, einfacheren haben schon Anaximander und Empedocles angenommen. Die Wahrheit, daß die Natur keine wirkliche Lücken kennt, daß vielmehr alle ihre Produkte durch Zwischenformen miteinander verbunden sind, hat auch die arabische Spekulation des Mittelalters hervorgehoben. Wegen seines körperlichen Aufbaues hat den Menschen schon Linné in die Klasse der Säugetiere eingereiht und Goethe nannte sinnig diese „unsere stummen Brüder“ und Broca, einer der bedeutendsten Anthropologen der Neuzeit, erklärt die Anthropologie als die „Zoologie des Menschen“. Daß sich in der Tat der Mensch nicht bloß geistig, sondern auch körperlich erst allmählich entwickelt hat, beweisen viele Wissenschaften: Embryologie, Anatomie (besonders die vergleichende), Physiologie (d. i. die Erforschung der Funktionen, Verrichtungen des Körpers), Anthropologie, Geologie, Palaeontologie (d. i. der geschichtliche Teil der Biologie, der Lehre vom Leben und den Lebewesen) und alle Zweige beinhaltend die Biologie selbst. Hiezu verweise ich neuerdings auf das prächtige Werk von W. Leche „Der Mensch, sein Ursprung und seine Entwicklung“. Nur ungern an den Kapiteln „Die Ausbildungsstufen der Wirbeltiere“, „Die Aussage der ausgestorbenen Lebewesen“ vorübergehend, will ich aus dem Abschnitte „Das Ergebnis der Embryologie“ des Beispiels wegen bloß folgendes herausgreifen: den Funktionswechsel der Schilddrüse, deren Anlage beim menschlichen Embryo in offener Kommunikation mit dem vordersten Teile des Darmkanals steht, also wohl zunächst der Ernährung diente, die aber, an dem oberen Teile der Luftröhre anliegend, einen Stoff absondert und unmittelbar an das Blut abgibt, der für die normale Tätigkeit des Nervensystems notwendig ist. Sodann den Kiemenapparat des Embryonallebens. Von diesem bilden sich die beiden oberen Kiemenbögen zu den sogenannten Zungenbeinhörnern und dem Zungenbeinkörper um. Die oberste Schlundspalte bleibt nicht mehr als Atmungsorgan, sondern als ein Teil des — Hörapparates! An Stelle dieser Kiemenspalte finden sich nämlich bei dem vollentwickelten Individuum eine Reihe von Höhlungen, die wir unter den Bezeichnungen äußerer Gehörgang, Paukenhöhle und Ohrtrompete kennen. Auch die Halsfistel, ein enger Gang, der sich ausnahmsweise beim Kinde zur Zeit seiner Geburt von der Halshaut aus, oft etwas oberhalb des Schlüsselbeines, in den Schlund hinein erstreckt und Gegenstand eines operativen Eingriffes seitens des Arztes werden kann, ist ein Rest der (unteren) Kiemenspalten. Daraus will man folgern, daß die Vorfahren der lungenatmenden Tiere Kiemenatmer, d. h. im Wasser lebende Organismen gewesen sind. Von den Hemmungsbildungen seien erwähnt die Plattnase und die Hasenscharte, welche durch das Ausbleiben der Vereinigung der Oberkiefer- und Stirnfortsätze entsteht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rudimentäre Körperteile sind die Zirbeldrüse, die keine Drüse, sondern wahrscheinlich der letzte Rest eines Sinnesorganes ist, die halbmondförmige Falte im inneren Augenwinkel, ein funktionsloser Abkömmling der Nickhaut der niederen Tiere, die Gaumenfalten, einst wirksame Hilfsmittel oder Werkzeuge beim Kauen und Festhalten der Speisen, die vier oder fünf stark verkümmerten und unter der Haut verborgenen Schwanzwirbel der Wirbelsäule, die rudimentären Haare, zu denen das Haarkleid, das den Embryo auszeichnet, einen auffallenden Gegensatz bildet und die für gewisse Mikroben, Erzeuger von Hautkrankheiten, günstige Herde bilden. Wie ferner eine Verkümmerung vor sich geht, sieht man an dem Vorkommen des hintersten unserer Backenzähne, des sogenannten Weisheitszahnes, dessen Auftreten starken Schwankungen unterworfen ist. Auf dem Wege der Verkümmerung scheint sich auch die kleine Zehe zu befinden. Ein rudimentäres Organ, das seinem Besitzer unmittelbare Gefahr bringen kann, ist der Wurmfortsatz des Blinddarmes. Es verdient überhaupt allgemeine Beachtung, daß, worauf der Anatom Wiedersheim hingewiesen hat, die Veränderungen im menschlichen Körper nicht nur biologisches Interesse besitzen, sondern auch die Entstehung mancher krankhaften Erscheinungen erklären können, so z. B. Geschwulstbildungen u. a. Ein Reduktions-(Rückbildungs-)vorgang, dem verschiedenartige Erkrankungen unserer Lungenspitzen zugeschrieben werden, findet beim oberen Teile des Brustkorbes statt. Es kommen nämlich bisweilen Rippenrudimente an den letzten Halswirbeln vor und manchmal ist auch das erste Rippenpaar mehr oder weniger verkümmert. Da auch die beiden untersten (11. und 12.) Rippenpaare, und zwar sogar immer rückgebildet sind und, wie die Untersuchung des menschlichen Embryonalskeletts zeigt, einst noch mehr Rippen vorhanden waren, muß die Brustregion früher eine größere Ausdehnung gehabt haben und so scheint die Annahme berechtigt, daß die Verkürzung des Brustkorbes zum Verluste der beiden erwähnten falschen Rippen führen wird. Eine Reduktion endlich ist es, wenn das Rückenmark bei dem erwachsenen Menschen schon am ersten oder zweiten Lendenwirbel endet, wieder eine Ursache mehrerer krankhafter Neubildungen. Die genannten Beispiele von Rückbildungen sollen schon jetzt im allgemeinen zeigen, daß am menschlichen Körper Veränderungen vor sich gehen, hauptsächlich dadurch hervorgerufen, daß die betreffenden Körperteile mehrere Generationen hindurch nicht gebraucht wurden oder ungünstige äußere Umstände auf sie ernstlich einwirkten. Bevor ich nun auf jene Organe und körperlichen Eigenschaften eingehe, die für die Entwicklung des Menschen besonders wichtig sind und mit ihr in engem Zusammenhang stehen, kann ich die geistreiche Bemerkung Leches nicht unerwähnt lassen, daß nicht nur die organische Entwicklung derartige Reste als Erinnerungen an ihren Verlauf hinterläßt, sondern daß wir auch „auf allen Gebieten des Lebens: auf dem kulturellen, dem sozialen, dem moralischen, dem religiösen mehr oder weniger verwischte, verbrauchte oder veraltete Reste von früher einmal lebenskräftigen und anwendbaren Elementen nachweisen können. Sehr viele von unseren Gebräuchen, Zeremonien, Ausdrücken, aus denen der Inhalt seit lange geschwunden und von denen nur die Form noch zurückgeblieben ist, könnten zum Beweise angeführt werden“ (S. 224). Leche entnimmt aus dem reichen Material des hervorragendsten Altertumsforschers unserer Zeit, Oskar Montelius,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mehrere Fälle, die den von dem letzteren aufgestellten Satz bestätigen, daß die Erzeugnisse der menschlichen Arbeit, ihre verschiedenen Formen oder Typen denselben Gesetzen gehorchen, welche die organische Welt beherrschen, wie der eine Typus gleich einer Pflanzen- oder Tierart sich aus der anderen entwickelt hat. So manches Detail an einem Industrieerzeugnis bleibt, obwohl es mit der Zeit unnötig oder unbequem geworden ist, in Form eines sozusagen unbewußten Ornaments erhalten, bevor es allmählich verschwindet. Gegen die Ansicht von der „Dysteleologie" (Unzweckmäßigkeit in der organischen Natur) oder von den Disharmonien im Körperbau führt Leche die Erklärung des berühmten Neu-Darwinisten Aug. Weismann ins Treffen, der behauptet, daß wenn die Natur nicht imstande wäre, Organe, die überflüssig geworden sind, verschwinden zu lassen, die noch vorhandenen, aber unnütz gewordenen Teile der Ausbildung der anderen hindernd im Wege stehen würden und das Ergebnis der Vererbung aller Organe würde ein Monstrum sein, das keine Lebensfähigkeit besäße. Die Rückbildung sei demnach eine Bedingung für den Fortschritt.

Um mich nun den Organen und körperlichen Eigenschaften zuzuwenden, welche den Menschen eben zu ihm selbst machen, so haben schon die Alten den aufrechten Gang als sein Hauptmerkmal erkannt (Sallust, „De coniuratione Catilinae", c. I.; Cicero, „De legibus", I., 9, 26; Ovid, „Metamorphosen", I., 84; vor ihnen schon z. B. Xenophon, „Memorabilien", I., 4, 11). Zwar ist schon bei den Vögeln und dem Känguruh eine Arbeitsteilung der Gliedmaßen eingetreten, aber diese sind noch alle Werkzeuge der Fortbewegung. Doch nicht der aufrechte Gang an und für sich ist das eigentlich Menschliche, sondern seine Wirkungen. Zunächst sind die vorderen Gliedmaßen, von der Fortbewegungstätigkeit entlastet, Greifwerkzeuge des „Zweihänders". Die neuen und höheren Ansprüche, welche an die Hände gestellt wurden, riefen eine höhere Ausbildung des alle Bewegungen unseres Körpers beherrschenden und ordnenden Gehirns hervor. Durch die aufrechte Körperhaltung erhielt das Auge ein weiteres und vielseitigeres Gesichtsfeld, was ebenfalls zur Gehirnentwicklung beigetragen hat. Hand und Hirn haben ferner die Werkzeuge geschaffen, die für die Menschwerdung von unermeßlichem Werte geworden sind. Hand und Hirn machten die großen Zähne, welche einst zum Ergreifen der Nahrung, zum Angriff oder zur Verteidigung benutzt wurden, und infolgedessen die starken, hervortretenden Partien der Kiefern überflüssig. Durch die Rückbildung des Gebisses und der Kiefern wurde der Schädel umgebildet, das Gehirnvolumen vergrößert, die menschliche Physiognomie entstand. Kurz, schon nach dem Gesetze der Schwere wäre die Ausbildung eines menschlichen Schädels bei einem Vierfüßler undenkbar.

Das Spezialorgan des Menschen, das in der Tat nur bei ihm die höchste Entwicklungsstufe unter allen Lebewesen erreicht hat, ist das Gehirn. Und so hat schon Draper a. a. O. auf diese physiologische Grundlage hingewiesen. Das Organ der seelischen Tätigkeit in eigentlichem Sinne ist das Großhirn und bei diesem wieder ist auf Grund zahlreicher Beobachtungen an Menschen, deren Gehirn durch einen Unfall verletzt wurde, seine Oberfläche, die sogenannte äußere (graue) Rindensubstanz als Sitz der zentralen Funktionen erkannt worden. Ein Drittel dieser Oberfläche steht in direkter Verbindung mit Nervenbahnen, welche Sinneseindrücke nach der Hirnrinde einleiten, oder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welche eine Leitung von dieser nach dem Bewegungsapparat des Körpers hin bilden. Zwei Drittel wurden von dem Psychiater und Gehirnanatomen Flechsig als Assoziationszentren bestimmt, welche die Aufgabe haben, die von den Sinneszentren gemachten Sinneswahrnehmungen zu verbinden („assoziieren"). Die Lokalisationslehre Flechsigs, nach der er drei Assoziationszentren annimmt und diesen verschiedene Seelenfunktionen zuschreibt, begegnete allerdings manchen Einwänden. Wundt z. B. spricht sich nur für eine „relative Lokalisation" der Funktionen und eine funktionelle Wechselwirkung aus. Tatsache ist, daß anatomische Unterschiede bestehen zwischen der äußeren Gehirnsubstanz, die aus Nervenzellen und den von diesen ausgehenden Nervenfasern gebildet wird, und der inneren Substanz, die nur Fasern enthält, daß ferner die Sinneszentren durch einen für jedes derselben charakteristischen mikroskopischen Bau ausgezeichnet sind und die Bauart der Assoziationszentren mehr gleichartig ist. Ein unmittelbarer Vergleich zwischen dem Gehirn eines Buschmannes und dem des großen Mathematikers Gauß hat denn auch gezeigt, daß die Bewegungs- und Sinneszentren bei beiden von derselben Beschaffenheit sind, dagegen die Assoziationszentren bei dem letzteren viel komplizierter, eine Stütze für die Annahme, daß diese für die geistige Arbeit ausschlaggebend sind. Bedeutungsvoll ist es endlich, daß bei dem neugeborenen Kinde die Bewegungs- und Sinneszentren zum größeren Teil bereits voll ausgebildet sind, so daß es sieht, hört, schmeckt und fühlt, aber die Sinnesempfindungen mit einander zu verbinden (zu assoziieren) nicht vermag. Sobald sich dann im zweiten Monate die Nervenbahnen, die von den Sinneszentren zu den Assoziationszentren führen, vervollständigen, macht auch die seelische Tätigkeit des Kindes ihre Fortschritte. Es würde aber zu weit führen, wollte ich über diese materielle Grundlage des geistigen Lebens bloß nur das Allerwichtigste heranziehen. Es möge daher ein Hinweis auf die einschlägigen Ausführungen Leches genügen. Unter diesen wiederum seien die über das Stirnhirn und dessen Bedeutung, über das absolute und relative Gewicht des Gehirns, ferner die über die Überlagerung des Kleinhirns und aller übrigen Gehirnteile durch das Großhirn, die Ausführungen über die Gehirnwindungen und endlich die tabellarischen vergleichenden Übersichten dem Studium empfohlen.

Neben der aufrechten Körperstellung und der streng durchgeführten Arbeitsteilung der Gliedmaßenpaare, neben der Entwicklung des menschlichen Spezialorgans, des Gehirns, ist einer der wesentlichsten Faktoren der Menschwerdung bekanntlich die Sprache. Ihre Ausbildung hat gewiß zur Vervollkommnung des Gehirns sehr viel beigetragen, sowie sie selbst wieder durch dessen Ausbildung sich entwickelt hat. Die Artikulationsfähigkeit (die Fähigkeit, Laute zu bilden und sie deutlich auszusprechen) der Sprachorgane würde bei vielen Tieren groß genug sein, um dem Gedanken die äußere Form zu geben. Selbst der berühmte Psychologe W. Wundt, der die Tierseele im Gegensatz zu manchem anderen Tierpsychologen ziemlich niedrig bewertet, gesteht, „daß, sofern wir gewisse für Gefühle und Vorstellungen bezeichnende Bewegungen und Laute als Vorstufen der Sprachäußerung anerkennen, solche auch dem Tiere nicht fehlen, wie denn überhaupt sein seelisches Leben in jeder Beziehung eine Vorstufe des menschlichen Seelenlebens ist". Diese Rückständigkeit des Tieres hängt eben mit der Rückständigkeit seines Denk-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

apparates zusammen. Beim Menschen dagegen ist die materielle Grundlage für das nur ihm eigene Sprachvermögen, das sogenannte Sprechzentrum, das nun allgemein in die untere Stirnwindung verlegt wird, entsprechend ausgebildet. In welchem Verhältnisse aber Sprache und Denken zu einander stehen, darüber zu sprechen liegt nicht im Plane dieser Arbeit.* Nur folgende Bemerkungen will ich mir gestatten: daß die Sprache als Mitteilung der Gedanken, sowohl die gesprochene als auch die geschriebene, die Schrift, die Begründerin, Hüterin und Mehrerin des „geistigen Erbes“ ist, darüber ist kein Wort zu verlieren. Wohl aber möchte ich der Anschauung entgegentreten, als ob sie die Quelle des Denkens wäre, als ob der Gebrauch irgend einer hochentwickelten Sprache schon an und für sich Verstandeskräfte und Gedankenschärfe bei jedermann verbürge oder gewisse Charaktereigenschaften einpflanze. Die Denkfähigkeit und Denktätigkeit ist und bleibt immer das Primäre, in zweiter Linie kommt das Ausdrucksvermögen. Dieses wird jener zu Hilfe kommen und sie unterstützen. Der Denker hat stets eine passende Form für seinen Gedanken geschaffen, hat die Sprache bereichert, verfeinert, abgetönt (nuanciert) und scharf zugespitzt (pointiert). Schon die alten Inder waren ja imstande, ihre, an Tiefsinn noch heute unübertroffenen, metaphysischen Spekulationen in Worte zu kleiden. Der Wert einer Kultursprache, an deren Entwicklung übrigens nicht bloß das betreffende Volk und einzelne aus seiner Mitte, sondern infolge der Wechselbeziehungen auch andere Völker und deren Einzelvertreter mitgewirkt haben, ist gewiß sehr hoch anzuschlagen, sie ist ein kunstvolles und gerade deshalb auch oft nicht leicht zu handhabendes Instrument zur Übung des Denkens und zum Ausdruck der Gedanken, aber ihre Kenntnis verbürgt, wie gesagt, noch nicht besondere Geistesgaben bei jedem einzelnen oder selbst beim Volksdurchschnitt. Wie reich an Formen und wie fein in ihrer Verwendung sind die Sprachen vieler Naturvölker und mancher Halbkulturvölker, z. B. der alten Ägypter in ihren frühesten Zeiten! „So waren sowohl die Griechen wie die Römer uns überlegen in der Fülle der grammatikalischen Formen und der Feinheit der Ausdrucksmittel für feinere Nuancen bei konkreten Darstellungen, während in der modernen Welt ein so praktisches Volk wie die Engländer den höchsten Gipfel der formalen Armut erreicht hat. Die Griechen ihrerseits aber müssen sich, was die Fülle der grammatischen Formen anbetrifft, wieder vor manchen australischen Stämmen beugen. Wenn der Reichtum von Formen zum kurzen Ausdruck der Beziehungen über den Rang einer Sprache entscheiden sollte, so müßten uns und allen Völkern Westeuropas die beinernen Menschenschatten am King George-Sund Neid einflößen; denn ihre Sprache besitzt nicht bloß soviel, sondern sogar vier Casusendungen mehr als die lateinische und außer Einheit und Mehrheit einen Dual. Das Verbum hat ebenfalls Endungen für

* Ich verweise auf die kleine, aber lehrreiche Abhandlung von Dr. Artur Buchenau, „Zur Psychologie der Sprache“ in der Sprachkunde, Blätter für Sprachforschung und Sprachlehre, 1913, 3. Heft, Berlin, Langenscheidt, und entnehme aus ihr folgende Sätze: „Die Sprache ist eine Schöpfung des Geistes, des Bewußtseins, und insofern ist sie keineswegs etwas Äußeres, sondern etwas Innerliches. In ihr gehören Bewegung und Bewußtsein aufs engste zusammen.“ . . . „Alle unsere Vorstellungen haben eine sinnliche Unterlage, und es muß wohl so sein nach der heute in der Erkenntnistheorie allgemein anerkannten Ansicht über das Verhältnis von Physischem und Psychischem. Das Physische und das Psychische sind eben nicht von einander getrennt, auch nicht als parallele Reihen zu denken.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Dual, ja drei Geschlechtsformen für die dritte Person, sonst aber außer den Aktiv- und Passiv- noch Reflexiv-, Reciprokal-, Determinativ- und Kontinuativformen (nach Peschel, „Völkerkunde“, 3. Aufl., S. 352). Endlich erinnern wir daran, daß die arabische Sprache als eine der reichsten, ausdrucksfähigsten und elegantesten der Welt gerühmt wird (A. Müller, Geschichte des Islam, I., 37)“, Vierkandt, a. a. O., S. 125 f. Eben dieser hervorragende Gelehrte hebt treffend hervor, daß die schöne Form der poetischen Sprache oft zum Charakter des Volkes einen Gegensatz bilden und arm an Inhalt sein könne. Bei den nomadischen Arabern stehe die Feinheit der Form ihrer Sprache in überraschendem Kontrast zu der Härte des Lebens: auf der einen Seite die wilden Leidenschaften einer barbarischen Zeit, Mordgier und Rachedurst, auf der andern eine ausgesprochene Subtilität in der Sprache und eine gesunde Feinheit des Ausdrucks (nach Schack, „Poesie und Kunst der Araber in Spanien“, I., 10). Bei den tatarischen Steppenvölkern habe die Poesie von jeher mehr Pflege und Verehrung gefunden als bei höheren Kulturgesellschaften. Ein Leben, das verhältnismäßig arm sowohl an einer alle Kräfte unausgesetzt in Anspruch nehmenden Arbeit wie an großen Ereignissen ist, begünstigt nicht bloß die Pflege der Poesie überhaupt, sondern auch ihre vorwiegende Hinneigung zum formalen Element. Um zum Schluß zu gelangen: sowie logisches, wissenschaftliches Denken und geläutertes Wissen nicht unbedingt von einer Sprache abhängig ist, ebensowenig die Charaktereigenschaften. Leibliche, gleichsprachige Brüder können ganz entgegengesetzte Charaktere besitzen. Auch würde man mit der Aneignung einer Fremdsprache auch die Gewohnheiten des anderen Volkes annehmen. Würde man ferner die Bibel in fast alle lebende Sprachen übersetzt haben, wenn der Inhalt ein bestimmtes äußeres Gewand verlangte? Dieses Unternehmen beweist aber auch zugleich, daß zwischen Völkern und Stämmen keine so wesentliche Unterschiede bestehen, daß sie nicht alle sittlichen Lehren zugänglich und sittlicher Betätigung fähig gehalten werden. So kommt es, daß, selbst wenn ein Volk von der Bühne der Geschichte abgegangen und der lebende Klang seiner Rede verstummt ist, seine Kulturerrungenschaften bei den anderssprachigen Völkern weiter leben. Viel wichtiger also als die Form ist das geistige und sittliche Kapital, das eine Sprache enthält. Aber letzteres ist in fast allen Sprachen anzutreffen, selbst in denen der Wilden. So heißt es in der Oji-Sprache: „Wenn ein Vogel deines Nachbars Getreide frißt, so verscheuche ihn, ein andermal wird er deines fressen.“ In der Yoruba-Sprache: „Wie ein Sklave geboren worden ist, so ward es auch ein freigeborenes Kind“ (Dr. Paul v. Gižycki: „Grundprobleme, Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltliteratur“, 1898, Berlin, S. 235 f.). Der geistige und sittliche Gehalt jeder Sprache aber ist eine Art Gemeingut aller Völker und jenes wird das gebildetste sein, das sich von ihm das Beste angeeignet hat. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß beim Unterrichte das Verhältnis zwischen Form und Inhalt einer Sprache hervorgehoben und daß sie nach diesen beiden Seiten hin mit anderen verglichen werde. So wird nicht leicht eine Überschätzung Platz greifen, mit welcher z. B. die Griechen anders Redende Barbaren, d. h. Wirrwarrsprecher, nannten. Wenn schließlich die Bedeutung gewürdigt wird, die dem Griechischen und Lateinischen als Weltsprachen im Altertum zukam, tritt von selbst die Begründung einer Weltsprache in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gegenwart in den Kreis der Betrachtung, einer Weltsprache, die das geistige und sittliche Gut aller allen zugänglich machen und als internationales Verständigungsmittel dienen könnte. Letzteres wäre ja wenigstens in demselben Ausmaße leicht durchführbar wie die internationale Geltung der telegraphischen Zeichen.

Ich gehe nun wieder einen Schritt weiter und spreche von der körperlichen Entwicklung der Menschheit, wobei der Einfluß der Kultur und das bewußte Eingreifen in die biologischen Verhältnisse berührt werden sollen. Anlässe zu solchen Erwägungen werden sich bei der Lektüre der alten Autoren vielfach darbieten. Da ist zuerst die Vorstellung, daß die Vorzeitmenschen den jüngeren Geschlechtern körperlich weit überlegen waren, wie sie z. B. schon im ersten Gesange der Ilias uns deutlich an der Stelle entgegentritt, wo Nestor die gewaltigen Recken schildert, wie er sie wohl nicht mehr sehen wird, die mit bergbewohnenden Unholden kämpften. Gleichzeitig ein Bild urzeitlicher Zustände, welche dann als ein Stück Prähistorie in der Odyssee bei der Vorführung der Kyklopen mit breiterem Pinsel ausgemalt sind. Nebstbei bemerkt, wurde die Vermutung ausgesprochen, daß zu ihrer Gestaltung der Anblick des Gorilla Anlaß gegeben habe. Im fünften Gesange der Ilias, V. 302—305, schleudert der Tydide einen Stein, den zwei Männer nicht ertragen könnten, „wie jetzt die Menschen sind". Und auch die Benützung des Steines als Waffe ist eine vorgeschichtliche Erinnerung. Derselben Vorstellung gemäß hat die Einbildungskraft die riesigen Giganten und Titanen, die hundertarmigen Hekatoncheiren entstehen lassen in „jener ersten Weltperiode, wo alle Kräfte der Natur noch mit der frischen Gewalt der Jugend wirkten" (Preller, a. a. O.). In steter Jugend bis an ihr sanftes Ende sollen im goldenen Zeitalter die Menschen gelebt haben (Hesiod, „Werke und Tage", V. 109—201) und von Göttern leiteten Heroen und noch spätere Geschlechter ihre Herkunft ab. Legt dies nicht einen Vergleich mit dem Eden, mit der Langlebigkeit der Patriarchen nahe? Ferner mit der Überlieferung der Genesis, VI. K., 4, daß aus den Ehen der Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen Gewaltige in der Welt und berühmte Leute wurden? Allerdings zeigen die Reste des Neandertal- und anderer Vorweltmenschen wenig Heroisches und ihre Lebensverhältnisse waren alles mehr denn paradiesisch. Es wäre nun wohl zweckmäßig, auf den Abstand zwischen jenen sogenannten Urmenschen — denn auch sie waren es nicht — und den herrlichen Menschengebilden der klassischen Kunst, die die Wirklichkeit doch nicht ganz verleugnen konnten, aufmerksam zu machen wie nicht minder auf die erhaltenen naturwahren Bildnisse griechischer und römischer Personen, deren Körperformen oder deren durchgeistigte Gesichtszüge die Höherentwicklung des äußern Menschen deutlich versinnlichen. Ein Vergleich mit den Gesichtsausdrücken (Physiognomien) der modernen Menschen wird dann die Zunahme persönlicher Eigentümlichkeiten in den neuen Zeiten leicht feststellen können.

Die Betrachtung der körperlichen Entwicklung wird aber auch durch Tatsachen veranlaßt werden, die in das Gebiet der Praxis gehören. So wird zu der Frage Stellung zu nehmen sein, wie sich die leiblichen Leistungen der Alten zu den unseren verhalten haben. Was zunächst ihre sportlichen Betätigungen betrifft, so glaubt man im allgemeinen, daß sie an Körperkraft,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gewandtheit und Leistungen die jetzt lebenden Menschen gar sehr übertrafen, und man sieht besonders die Griechen* auch in dieser Beziehung in idealer Vollkommenheit hoch über unserer Zeit stehen. Eine solche Meinung kann schon der Schüler erhalten, wenn er von der Schnelligkeit des Tagläufers Phidippus oder der Riesenkraft des Milon aus Kroton hört. Da muß aufklärend gesagt werden, daß die sportlichen Bestleistungen (Rekords) der neuesten Zeit hinter denen des Altertums nicht zurückstehen, ja infolge besserer Einübungsmethoden (Training) diese in manchem überbieten und daß viele neue Sportzweige (Bergsteigen u. a) hinzugekommen sind. Einzelne diesbezügliche Vergleiche bei W. L. Meyer, „Die leiblichen Leistungen der Alten" (Hirth-Gasch, a. a. O.). Die Turnkunst selbst ist heute weit verbreiteter als damals, wo sie nur ein Vorrecht der Freien und häufig nur der Reicheren und Vornehmeren war.

Auch in den Arbeitsleistungen des Durchschnittsmenschen von einst und heute ist kein Unterschied. Nehmen wir beispielsweise die Marschleistungen vor. Die persische, in Xenophons Anabasis so oft erwähnte, Parasange (neupersisch: farsang) war ein Längenmaß, etwa 5 Kilometer. Also ein Weg, den auch wir in einer Stunde zurückzulegen pflegen, und die Zeitstunde ist sicherlich für Feststellung der Weglänge maßgebend gewesen. Der reglementmäßige Tagesmarsch (iustum iter) betrug bei dem römischen Heere 6 Stunden, die Tagesleistung 20 bis 25 Kilometer. Rüstung und Gepäck (sarcinae), die der römische Soldat zu tragen hatte, machten zusammen ein Gewicht von 20 Kilogramm aus. Es wird nun von den römischen Legionarsoldaten viel Großartiges berichtet, aber darunter ist nichts, was nicht auch von Truppen der neuesten Zeit geleistet worden wäre. Um ferner nicht ein falsches Bild von jenen Jüngern des Mars zu bekommen, dürfen die Berichte — und deren gibt es schon in der griechischen und römischen Schullektüre nicht wenige — nicht als Nebensächlichkeiten behandelt werden, in denen erzählt wird, wie sich die Soldaten Schwierigkeiten gegenüber verdrossen und unwillig zeigten, ja manchmal sogar den Gehorsam verweigerten. Wie von den homerischen Helden angefangen bis zu den Kriegern der Kaiserzeit hinab vor jedem größeren Unternehmen und jeder Schlacht die Truppen mit allen Mitteln angefeuert werden mußten: mit begeisternden Reden, mittels

* Körperliche Übungen und Bewegungen hat jedes Volk aufzuweisen, eine Folge des dem Menschen innewohnenden Tätigkeitstriebes, der „spielenden Energie". Die den Knaben eigene Rauflust wird von manchen Anthropologen auch als ererbter Instinkt erklärt. Aber bei den Griechen bildet die Agonistik (Wettkampf), die Gymnastik überhaupt einen überaus wichtigen Bestandteil ihres privaten, nationalen und staatlichen Lebens. Sie haben die natürlichen Leibesübungen kunstvoll geregelt, durch ihren Erfindungsgeist vermehrt und zur schönsten Vollkommenheit ausgestaltet. Sie beschränkten sich aber nicht auf die Ausbildung des Körpers, sondern in der Erziehung sowohl als bei ihren Festen, auch jenen Nationalfesten, die die Einheit der Griechen wenigstens im Gedanken erhielten, z. B. den pythischen, traten die Musen, die geistigen Ansprüche in ihr Recht. An einzelnen Orten turnten auch Mädchen und Plato stellt in seinem Normalstaate die Forderung auf, daß sowohl Frauen als Mädchen an den Turnübungen teilnehmen sollten. — Sehr empfehlenswerte Aufsätze über Ansehen und Betrieb der Gymnastik der Alten findet man in dem Buche von Georg Hirth (2. Aufl. von Dr. Rudolf Gasch) „Das gesamte Turnwesen, ein Lesebuch für deutsche Turner", Hof, Verlg. Lion, 1893, I. Bd. Bezeichnend für die Freude der Griechen am Wettkampf ist die Stelle bei Xenophon, „Anabasis", IV. 8, wo die Zehntausend nach ihrer Ankunft in Trapezunt trotz der so vielen bestandenen Mühsale einen solchen improvisierten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

günstiger Götterzeichen, durch Aussicht auf reiche Beute, die ja bei allen Kriegstaten des Altertums ein treibendes Moment und ein Grund dafür gewesen ist, daß der Krieg zuerst für den Adel, dann für die freien Bürger in weit größerem Maße ein Recht als eine Pflicht war. Bei einer solchen Darstellung werden zwar die heroischen Züge stark verblassen, aber um so lebensvoller die wahre Menschennatur zum Vorschein kommen. Volle Beachtung soll aber auch der zivilisatorischen Arbeit der römischen Soldaten zuteil werden, welche Straßen, Brücken, Wasserleitungen gebaut und den Grund zu städtischen Ansiedelungen gelegt haben.

Können wir aber die körperlichen Leistungen der Einzelpersonen im Altertum nicht als „über unsere Kraft" ansehen, so muß uns dagegen ihre Massenwirkung mit Staunen und Bewunderung erfüllen. „Da und dort reden gewaltige Bautenreste zu uns und beweisen augenfällig, daß das hunderttorige Theben, Memphis und Babylon Weltstädte waren, die hinter unseren keineswegs zurückstanden. Babylon bedeckte einen Flächenraum von etwa 500 Quadratkilometer, etwa eineinhalbmal so groß als das heutige London mit allen seinen Vorstädten. Es hatte vor fast 3000 Jahren seinen Tunnel unter dem Euphrat, von dessen Wellen es mit Hilfe von Kunstbauten ganz umflossen war." In jenen alten Zeiten schon „entfaltete die Technik, auf die wir uns in der Gegenwart so viel zugute tun, die allerhöchsten Leistungen; dies beweisen nicht nur die gewiß zum Teil sagenhaften Berichte von den hängenden Gärten und den kolossalen Brückenbauten der Semiramis, sondern die augenscheinlichen Tatsachen: daß 1400 vor unserer Zeitrechnung das moderne „Weltwunder" unseres Suezkanals bereits von ägyptischen Königen hergestellt, im 6. Jahrhundert v. Chr. von dem Perserkönig Darius erneuert und zur Durchfahrt vom Mittel- zum Roten Meer benützt wurde; . . . daß die seit mehr als tausend Jahren verödeten und zur Steppe herabgesunkenen Lande zwischen Euphrat und Tigris durch ein kunstvolles Kanalsystem zu einer Kornkammer der Erde gemacht waren. Während noch bis an die Schwelle der Neuzeit unsere europäischen Städte nachts im Dunkel lagen, führte in Ägypten Menkaura (im 4. Jahrtausend v. Chr.) die nächtliche Beleuchtung ein. . . . Die Phönizier leiteten für ihren Bergbau in Spanien das Wasser auf hundert und mehr Meilen kunstgerecht aus den Flüssen herbei. . . . Auf eigens gebauten Rollbahnen, die in ihrer Anlage an unseren Eisenbahnbau erinnern, haben die Ägypter die Riesenblöcke zum Bau der Pyramiden mittelst eines fein durchdachten Systems vereinigter Menschenmassen, wie wir es in allen Einzelheiten auf den Denkmälern abgebildet sehen, stundenweit von der jenseitigen Talwand über den Nil hergebracht; und sie haben diese Steine nicht etwa, wie wir es meistens tun, an der Außenseite der Berge gebrochen, sondern sie holten bessere Steine aus dem Innern und schufen damit grandiose Felsenhallen, die uns noch heute Staunen abzwingen. Die Technik der Alten in der Fortbewegung großer Massen haben wir noch jetzt trotz der Dampfkraft kaum wieder erreicht: in den Zeiten des römischen Kaiserreiches war sie noch bekannt, denn in einem Steinbruch nahe bei Baalbeck (Syrien) konnte ich selbst einen behauenen Block sehen von 370 Kubikmeter Inhalt und einem Gewicht von zirka 20.000 Zentner" (Gustav Maier, „Soziale Bewegungen und Theorien", S. 15 f.). Große Menschenmassen haben im 2 Jahrtausend v. Chr. das „mauergewaltige" Tiryns (Ilias, II. 559)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Mykenä erbaut und jene gewaltigen Straßen angelegt, „deren wohlgefügte Steinflächen noch heute im Peloponnes erhalten sind“ (Otto Neurath, „Antike Wirtschaftsgeschichte“, Teubner, Leipzig, 1909, S. 27). Die Königin Nitokris in Babylon ließ den Euphrat abdämmen und einen elf Meilen im Umfange messenden See daraus herstellen, während der Mörissee in Ägypten auf etwa 96 Meilen Umfang veranschlagt wird. „Solchen Bauten gegenüber schrumpfen auch die Isthmusdurchstechungen von Panama und Suez zu verhältnismäßigen schwachen Versuchen zusammen“ (G. Herrmann, „Sein und Werden in Raum und Zeit“, S. 18—22). „Derselbe Gegensatz besteht zwischen den Römern und der Gegenwart: ihre berühmten Straßen waren viel großartiger angelegt und hatten einen viel tieferen und solideren Unterbau als unsere modernen Chausseen. Ihre Gebirgsstraßen führten sogar im Durchschnitt direkter und steiler über die Verkehrshemmnisse als die unseren, welche sich dem Terrain anschmiegen und deren Bedeutung demgemäß weniger in der physischen Leistung als in der klugen Berechnung besteht“ (Götz, „Die Verkehrswege im Dienst des Welthandels“). „Das Verkehrshemmnis des eisernen Tores haben erst die letzten Jahre unter raffinierter Ausnutzung aller Hilfsmittel der modernen Technik einigermaßen überwunden; bis dahin waren alle einschlägigen Bemühungen gescheitert und mußten sich von den Römern beschämen lassen, welche hier bereits eine Fahrstraße an den Felsen und in ihn hinein entlang der Donau angelegt hatten“ (Vierkandt a. a. O.). An wie vieles ließe sich da noch erinnern! Es seien nur erwähnt: die schönen Reichsstraßen der alten Persern, an die Durchstechung der Landenge nach Teos, die Dammbauten bei Klazomenä, die Abzugsgräben am Kopaissee. Ja der Landhandel zwischen Rußland, China, Timbuktu und Tunis ging auf Straßen, die schon Jahrtausende benutzt wurden. Unter solchen gigantischen Schöpfungen verdienen in den Vordergrund gestellt zu werden diejenigen, welche zur Kultivierung der Erdoberfläche beigetragen haben. Wie zwerghaft steht die moderne Zeit trotz Dampf und elektrischer Übertragung der Wasserkräfte auf viele Kilometer Entfernung, trotz Riesenkrane und Riesenhämmer auf dem Gebiete der Meliorationen da! Kultivierung von Ödland, Wildbachverbauungen, Talsperren, wie zaghaft und schüchtern wird dieses und Ähnliches in die Hand genommen! Man will sich damit entschuldigen, daß den Alten die Sklaven als billige Arbeitskräfte zur Verfügung standen. Aber auch die Erhaltung so vieler Tausende von Sklaven (und ihrer Familien!) war genug kostspielig. Und es gab genug oft Aufstände, wenn die Verpflegung nicht genügte.* Und es ließe sich unschwer feststellen, daß der nicht quali-

* Vgl. die interessante Stelle bei dem edlen Menschenfreunde und wissensreichen Forscher auf dem Gebiete der Humanität, Léon Lallemand, „Histoire de la charité“, Tome premiere, p. 39, 40: Les ouvriers réunis dans de vastes chantiers et recevant chaque mois, ou chaque quinzaine, la ration de viandes, légumes, fruits, gâteaux, necessaire à leur subsistance et à celle de leur famille, se mutinent, lorsque la provision est épuisée. Un surveillant de la nécropole de Thébes consigne sur son carnet les phases diverses d'une de ces émeutes: „Le scribe de la comptabilité et les pères divins (les prêtres) de cette demeure ont écouté ce qui se dit chez les manouvriers. On leur a dit: Oh! l'on nous fait arriver en face de la faim, en face de la soif, nous sommes sans vêtements, nous sommes sans breuvage. Ayant envoyé vers le Pharaon, Notre Seigneur pour tout cela, nous enverrons vers le gouverneur, notre supérieur, qu'il nous soit donné les moyens de vivre.“ On leur accorde alors des aliments pour un jour; ils se révoltent de nouveau, menacent de se mettre en grève; on est forcé de leur répartir les provisions amassées dans les magasins.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fizierte Arbeiter für seinen Taglohn heute sich nicht mehr zu seinem notwendigsten Lebensbedarf kaufen kann, als der Sklave in Natura erhielt.

Um nun über die körperliche Entwicklung des Menschen aus seinem vorgeschichtlichen Zustande einiges zu bemerken, soll zunächst daran erinnert werden, daß noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts — wieder ein Beweis menschlicher Kurzsichtigkeit — bezweifelt wurde daß in Ablagerungen, in denen ausgestorbene Tierarten aufbewahrt waren, Menschenreste enthalten seien. „Der Reformator der Paläontologie, Georges Cuvier, glaubte dekretieren zu können; es gibt keine fossilen Menschen!“ (Leche, a. a. O, auf den auch die folgenden diesen Punkt beleuchtenden Ausführungen zurückgehen). Und doch war schon vor Cuvier, im Jahre 1700, bei Cannstatt in Württemberg das Bruchstück eines menschlichen Schädels zusammen mit Knochen ausgestorbener Bären- und Elefantenarten ausgegraben worden. Daß die Gattung Mensch (homo) schon wenigstens während der jüngsten Periode der Tertiärzeit existiert habe, wenn auch nicht derselben Art, der der heutige Mensch angehört, dafür wird die Tatsache ins Treffen geführt, daß die meisten gegenwärtigen Säugetiergattungen bereits damals vorhanden waren, ferner der Umstand, den zuerst der Belgier A. Rutot wissenschaftlich verwertet hat, daß der Mensch, bevor er die Fertigkeit erwarb, Werkzeuge aus Stein zu formen (pierres taillées = behauene Steine, Quartärzeit), eine Zeit durchlebt haben muß, in der er unbearbeitete Steine als Hilfsmittel gebrauchte (pierres utilisées = benützte Steine, Tertiärzeit). Die ersten geologisch sicher beglaubigten menschlichen Skelettreste sind erst in Ablagerungen der Quartärzeit, der unmittelbaren Vorgängerin unserer Periode, gefunden worden. Sie gehören teils der niederen Art an, welche, als Urmensch (homo primigenius) bezeichnet, jetzt ausgestorben ist, teils der höheren, welche allein die Linnésche

---

(Die Arbeiter, welche in ungeheueren Gehöften vereinigt sind und jeden Monat oder alle 14 Tage ihr bestimmtes Maß an Lebensmitteln, Gemüsen, Obst, Kuchen, die zu ihrem und ihrer Familie Unterhalt nötig sind, erhalten, die empören sich, sobald der Vorrat erschöpft ist. — G. Maspero, Étud. égyptiennes, t. II, p. 132 u. Hist anc. de peuples de l'Orient, les premières mêlées des peuples, 1897, ch. V., p. 539 von demselben Verfasser. — Den Schlüssel zur Hieroglyphenschrift gefunden zu haben, ist das unsterbliche Verdienst des Franzosen Champollion († 1832). — Ein Aufseher der Gräberstadt Thebens trägt in sein Notizbuch die verschiedenen Wandlungen einer dieser Empörungen ein: „Der Schreiber des Rechnungsamtes und die heiligen Väter (die Priester) dieses Aufenthaltes haben das gehört, was man bei den Taglöhnern spricht. Man hat ihnen gesagt: O, man läßt uns dem Hunger, dem Durst ins Antlitz schauen, wir sind ohne Kleider, wir sind ohne Trank! Nachdem wir zu Pharao, unserem Herrn, wegen aller dieser Dinge geschickt haben, werden wir zum Statthalter, unserem Vorgesetzten, schicken, damit uns die Lebensmittel gegeben werden.“ Man gewährt ihnen darauf Nahrung für einen Tag; sie empören sich aufs neue, sie drohen in Ausstand zu treten; man ist gezwungen, unter sie die in den Magazinen angehäuften Vorräte zu verteilen). A toutes les époques, de hauts fonctionnaires s'efforcent de remédier aux souffrances des classes populaires; de ne point „leur montrer un visage de crocodile“ et d'administrer sagement. „Je suis, dit un gouverneur de Thèbes, sous la XIIe dynastie, le bâton d'appui du vieillard, le nourricier de l'enfant, l'interprète du misérable, la salle qui tient au chaud ceux qui sont exposés au froid dans Thèbes, la nourriture des abattus.“ (In allen Zeitabschnitten bemühen sich hohe Beamte, den Leiden der Volksklassen abzuhelfen, ihnen keineswegs „ein Krokodilsgesicht zu zeigen“, weise über sie zu walten. „Ich bin“, sagt ein Statthalter Thebens unter der 12 Dynastie, „der stützende Stab des Greises, der Ernährer des Kindes, der Sprecher des Unglücklichen, das Zimmer, das alle die, welche in Theben der Kälte ausgesetzt sind, warm hält, die kräftigende Kost der Niedergeschlagenen“ (zirka 2000 v. Chr.).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Artbezeichnung (homo sapiens) verdient und die Quartärperiode überlebt hat, die Menschenart der Gegenwart. Die geringe Zahl der gefundenen Menschenreste wird damit begründet, daß die Bevölkerung Europas in der früheren Periode der Quartärzeit sehr spärlich gewesen sei. Den Urmenschen glauben bedeutende Forscher in den Resten vor sich zu haben, die an folgenden Stellen entdeckt wurden: Cannstatt (siehe oben), Neandertal bei Düsseldorf, Mauer bei Heidelberg, Spy und La Naulette in Belgien, Malarnaud, Arcy sur Cure, Le Moustier im Vézère-Tale (Dordogne) und La Chapelle-aux-Saints in Frankreich, Schipka und Ochos in Mähren, Krapina in Kroatien, Gibraltar. Aus dieser Übersicht geht zugleich hervor, daß der Urmensch, welcher von den Forschern die Cannstatt-, seit 1887 die Neandertal-Rasse zubenannt wird, in der älteren Steinzeit (Quartärzeit, Diluvium) in dem größeren Teil von Zentral- und Südeuropa seinen Aufenthalt hatte. Wenigstens sind bis jetzt anderswo keine Reste desselben angetroffen worden. Leche spricht aber die Hoffnung aus, daß im gefrorenen Boden Sibiriens, welcher uns während tausenden von Jahren die Kadaver der Mammut und Nashörner, der Zeitgenossen der Urmenschen, mit Haut und Haaren bewahrt hat, uns eines Tages eine ganze Leiche des Urmenschen schenken werde.

Eine Vergleichung der anatomischen Eigenschaften des Urmenschen mit denen des heutigen Menschen zeigt in die Augen springend den gewaltigen Unterschied der Schädelbildung, mit dem gewiß auch der geistige zusammenfällt. Die anatomischen Unterschiede, von denen nur die wesentlichsten erwähnt seien, haben dank methodischer Messungen in vielsagenden Ziffern ihren scharfen Ausdruck gefunden. Man verbindet den vorspringendsten Punkt des über der Nasenwurzel befindlichen Wulstes mit dem äußern Hinterhauptshöcker und erhält so eine in der Mittelebene gelegene Grundlinie; zieht man auf diese von der höchsten Wölbung des Schädeldaches eine senkrechte Linie — von dem bekannten Straßburger Anatomen Gustav Schwalbe als Kalottenhöhe bezeichnet — und setzt man die Länge der Grundlinie gleich 100 und drückt die Kalottenhöhe in Prozenten des Längenwertes aus, so erhält man den sogenannten Kalottenhöhenindex. Dieser weist folgende Werte auf: Schimpanse 37·7, Neandertaler 40·4, Spymensch (I) 40·9, Spymensch (II) 44·3, die geringste Kalottenhöhe beim heutigen Menschen 52. Verbindet man wieder den vorspringendsten Punkt des über der Nasenwurzel befindlichen Wulstes mit dem Punkte in der Schädelmitte, wo Stirn- und Scheitelbeine zusammenstoßen, so bildet diese Verbindungslinie mit der oberwähnten in der Mittelebene gelegenen Grundlinie einen Winkel, welcher diese Größen hat: Schimpanse 39·5°, Neandertaler 44°, Spymensch (I) 46°, Spymensch (II) 47°, heutiger Mensch 53—64°. Mit Worten ausgedrückt: die Stirn des Urmenschen unterscheidet sich auffallend von der des modernen Menschen durch geringere Wölbung und stärkere Neigung gegen die Grundlinien (sie wird als „fliehende Stirn“ bezeichnet), sie tritt nach oben sehr zurück. Weiter sind für den Urmenschen die mächtig verdickten Wülste am Dach der Augenhöhlen bezeichnend. Eine bedeutende Einsenkung scheidet sie überall von dem mehr nach hinten gelegenen, des Gehirn bedeckenden Teile des Stirnbeines und so befinden sie sich vor dem eigentlichen Schädel. Bei dem heutigen Menschen dagegen hat sich infolge der großen Zunahme des Großhirns Gehirn und Schädelkapsel über die Augenhöhlen nach vorn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ausgebildet. Das Stirnbein des Urmenschen ist länger als sein Scheitelbein. Bei 50% der modernen Menschen hat das Gegenteil statt. Seine Halsmuskeln und sein Nackenband sind stärker als bei den heutigen Menschenrassen. Dadurch wird die stark vorragende, querverlaufende Knochenleiste am Hinterhauptsbein verursacht, die ebenfalls ein Merkmal des Urmenschen bildet. „Während bei den heutigen Menschenrassen der hervorragendste Teil des Hinterhauptes oberhalb des Hinterhauptshöckers gelegen ist, fällt beim Urmenschen der letztere mit dem hervorragendsten Punkt des Hinterhaupts zusammen.“ Der Innenraum des Gehirnschädels ist bei ihm im Verhältnis zur Körpergröße kleiner als bei den modernen Menschen. Beim Neandertaler übersteigt der Rauminhalt (Kapazität) des Schädels nicht 1230 ccm, während sieben Schädel von ungefähr derselben Breite und Länge, welche von niederen, heute lebenden Rassen stammen, 1565—1775 ccm Inhalt faßten. Während der Platz für den Stirnteil des Großhirns bedeutend kleiner als beim modernen Menschen ist, zeigt das Hinterhauptsbein in dem Teile, der die Nackenpartie des Großgehirns enthält, eine verhältnismäßig gute Entwicklung. Man nimmt daher an, daß diese Jägerbevölkerung der Quartärzeit ein gutes Sehvermögen hatte, hinter welchem das Sprachvermögen und andere geistige Anlagen an Ausbildung zurückstanden. Zwischen den weiter auseinanderstehenden Augenhöhlen, nahm das ganze Riechorgan einen größeren Raum ein. Gebiß und Kiefer waren so gewaltig, daß die Gelehrten von einer „Menschenschnauze“ („une sorte du museau“) sprechen. Das Kinn ist mangelhaft ausgebildet. Die Zähne sind groß und stark. Die Backenzähne sind mit zahlreicheren Schmelzfalten versehen, als wie sie bei der Mehrzahl der heutigen Menschen vorkommen. Der Heidelberger Mensch stellt insofern eine Übergangsform dar, als die Kiefer im Verhältnis zu den Zähnen zu große Ansatzflächen für die Kaumuskeln haben. Die stets vorauseilenden Zähne haben sich bereits der „humanisierten“ Lebensart angepaßt. In Übereinstimmung mit der Mächtigkeit der Kiefer und des Gebisses stehen die starken und sehr hervortretenden Backenknochen. Alles in allem mochte wohl der Kopf ziemlich tierisch ausgesehen haben. Wenn aber einige Eigentümlichkeiten des Schädels des Urmenschen vollständig außerhalb der Variationsbreite der heutigen Natur- und Kulturvölker fallen, „schließt sich in den wichtigeren Befunden wie vor allem in den Längenverhältnissen der oberen und unteren Gliedmaßen der Urmensch innig an den jetzigen Menschen an und gehört zur Gattung Mensch.“ Er war ungefähr von der Größe der heutigen Lappländer (Spymensch II 148—153 cm, Neandertaler 155—156 cm, Mensch von La Chapelle-aux-Saints 160 cm). Der massige Knochenbau ist aber ein Beweis, daß der Urmensch mit kräftiger Muskulatur ausgestattet war und über bedeutende Körperkraft verfügte, wenn auch einige Muskelgruppen schwächer ausgebildet waren. Zwischen dieser ausgestorbenen Art (homo primigenius) und der des homo sapiens, der als höher ausgebildete Form (Varietät) vielleicht schon im Altquartär mit jenem zugleich lebte, nehmen gleichsam eine vermittelnde Stellung ein einige fossile Schädel, die bei Brüx in Böhmen, in Brünn, bei Galley Hill in Kent, Combe-Capelle (Périgord) ans Licht gebracht wurden. Zu dem Urmenschen in vielfachen Beziehungen stehen die noch jetzt lebenden Naturvölker, anderseits besaß jener verschiedene Eigenschaften, die ihn den höchsten Affen nahe brachten. Des Interesses wegen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sei folgendes Experiment angeführt: es ist seit langem bekannt, „daß das Blut einer Tierart, in die Blutgefäße einer andern, nicht näher verwandten Art eingespritzt, in größerem oder geringerem Grade als Gift wirkt, indem durch die Zerstörung der roten Blutkörperchen ernsthafte Gefährdungen auftreten. Unter allen Primaten (Menschen und Affen, den Herrentieren) übt das menschliche Blut allein keine schädliche Einwirkung auf die Menschenaffen aus, während dieses der Fall in Bezug auf die übrigen Affen ist".* Um nun den Einfluß der kulturellen Entwicklung auf die körperliche an einigen Beispielen zu zeigen, sei zunächst bemerkt, daß der Biologe Ammon dargetan hat, daß die Stadtbevölkerung mehr langschädelige (dolichocephale) als kurzschädelige (brachycephale) Personen aufweise. Man hat ferner das Wachstum der Hirnschale und des Gehirns mit dem Aufstieg der Kultur in Zusammenhang gebracht. Eine solche Zunahme beider Teile konnte schon in der geschichtlichen Zeit festgestellt werden. Bei den Parisern des 12. Jahrhunderts (37·7%) betrug der Rauminhalt des Schädels 1401—1500 ccm, bei den meisten modernen Parisern (47·7%) 1501—1600 ccm. Kein Steinzeitschädel erreichte 1700 ccm, kein mittelalterlicher 1800. Letztere Ziffer aber weisen 5·2% der Schädel von jetzt lebenden Parisern auf. Eine Verkleinerung der Hirnschale bei Sinken der geistigen Kultur ist durch eine Vergleichung der Schädel alter und moderner Ägypter nachgewiesen worden. Vor 2000 Jahren, als Ägypten auf einer hohen Kulturstufe stand, war der durchschnittliche Rauminhalt der Schädel seiner Bewohner größer als der Schädelraum seiner heutigen, infolge verschiedener Nöte kulturell herabgekommenen, Bewohner. Tatsächlich haben Völker niedrigerer Kultur kleinere Hirnschädel als höher stehende Völker, unter diesen zeichnen sich wieder die Gebildeten durch einen größeren Prozentsatz von größten Hirnschädelmassen aus als die geistig tiefer Stehenden. Interessant sind die von Leche angeführten Ergebnisse von Messungen an Hirnschädeln von Studenten, seine von dem Anatomen Pfitzner übernommenen Angaben über den Absatz hoher und kleiner Nummern von Hüten, die in ziemlich vielen Hutgeschäften Deutschlands abgesetzt wurden, und eine Statistik über die stehengebliebene Stirnnaht, die eine Folge davon ist, daß durch das Wachstum der Stirnpartie des Großhirns die beiden Stirnbeine von einander entfernt werden. Stehengebliebene Stirnnaht bei Europäern 7·6—16·3%, Melanesiern 2—3·4%, Malaien 1·9%, Negern 1·2—3·1%, Australiern 1·2%.

Auch bei dem zahmen Haushunde hat das Gehirn mehr Rauminhalt als das einer wilden Hundeart. Gewiß ist die Größe des Gehirns nicht in jedem einzelnen Falle für die Intelligenz maßgebend. Aber im allgemeinen lehren die Beobachtungen, daß „Kultur und Gehirn, beziehungsweise Schädelvolumen in einer bestimmten Wechselwirkung stehen." Doch wo Licht, da ist auch Schatten. So nehmen z. B. mit steigender Kultur auch die Geisteskrankheiten zu. Die Anzahl Geisteskranker ist in den Großstädten größer als auf dem Lande. Die Kultur mit ihren erhöhten Anforderungen an die geistigen Kräfte, mit ihren negativen Werten, wie Alkoholismus, Syphilis,

*) Im Jahre 1894 berichtete Eugen Dubois über die auf Java gefundenen Reste des sogenannten aufrechtgehenden Affenmenschen (pithecanthropus erectus), der an Rauminhalt des Schädels alle bisher bekannten Affen übertrifft und viel von sich reden gemacht hat und auch als ein „missing link", fehlendes Glied, betrachtet wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Übergenuß u. a. zeitigt eben auch solche schlechte Wirkungen. Unter Naturvölkern, Völkern mit niedrigerer Kultur sind Geisteskrankheiten seltener zu beobachten. Unter den Negern Amerikas haben seit ihrer Befreiung Krankheiten dieser Art stetig zugenommen.

Im Jahre	1870	kamen	auf	eine	Million	Neger	367	Geisteskranke
„ „	1880	„	„	„	„	„	912	„
„ „	1890	„	„	„	„	„	986	„

Eine andere Schattenseite der Kultur ist ferner die Überhandnahme der Nervosität, der Kurzsichtigkeit und Zahnfäule. Letztere kommt in Prozenten vor: bei Eskimos 2·5%, Indianern 3—10%, Malaien 3 - 20%, Chinesen 40%, Europäern 80—96%. Zu ernstem Nachdenken gibt auch Anlaß, wie die alten und wie die modernen europäischen Kulturen auf die Naturvölker wirkten. Ein diesbezüglicher Vergleich fällt ganz und gar zu ungunsten der Neueuropäer aus, da die Kulturgaben dieser schon mehreren Naturvölkern zum Verderben gereicht haben, wohl nicht bloß infolge der übermittelten Kulturlaster (Alkohol etc.), sondern auch deshalb, weil diese geistig zurückgebliebenen Kinder der Natur dem wirtschaftlichen, auf Intelligenz beruhenden Wettbewerb nicht gewachsen waren. Noch mögen einige Sätze aus dem Schlußworte Leche's hier wiedergegeben werden. „So wird es die eigentlichste Aufgabe unserer Kultur, nicht nur uns selbst gegen den Kampf ums Dasein in der brutalen Form, mit der dieses eiserne Gesetz im Naturzustande despotisch herrscht, zu schützen, sondern auch Raum und Existenzmöglichkeiten für unsere schwächeren Brüder zu schaffen, statt sie untergehen zu lassen.“ Auch dieser menschlich fühlende Forscher entläßt uns mit der trostreichen Aussicht, daß der Mensch, der sich von seiner geistig und körperlich niedrigen Lebensstufe aus zu seiner jetzigen Höhe hat entwickeln können, sein Merkmal, das spezifisch Menschliche, weiter ausbilden wird, daß die von barbarischen Vorfahren ererbten kulturfeindlichen Triebe verschwinden werden, daß der Mensch in Zukunft mehr und mehr Mensch werden wird. Diesem hohen Ziele aber stellen sich nicht bloß die Existenzverhältnisse entgegen, die, wenn nicht geregelt, zu wüsten Kämpfen zwischen einzelnen Individuen und zwischen ganzen Interessengruppen Veranlassung geben, sondern auch Vorurteile, die durch Verschiedenheit der Sprache, Rasse und Religion hervorgerufen werden. Von der ersteren wurde schon früher manches gesagt. Jetzt einiges von der Rasse, die ja bei der Untersuchung über die physischen Grundlagen der Entwicklung des Menschentums nicht unerörtert bleiben darf. Und da soll schon gleich der Ausspruch des Grafen Alexander de la Borde gewissermaßen als Leitsatz vorangestellt werden, der in der französischen Deputiertenkammer erklärte, von allen Aristokratien, die er kenne, sei die der Haut die lächerlichste (Gustav Hauffe, „Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes, Materialien der Psychologie“, Leipzig, Wigand, 1882, S. 82). Die Frage, ob die Ansicht von der Einheit des Menschengeschlechtes oder die von einer Anzahl der Urstämme die richtige sei, braucht nicht berührt zu werden. Wichtig dagegen ist es, festzustellen, was bei den verschiedenen Völkern die Rassenbegabung, was die Raumbegünstigung hervorgebracht hat. Namhafte Forscher haben letztere als den bedeutsameren Faktor anerkannt. Ratzel z. B. hebt die Ungunst der Randlage innerhalb des Gebietes der bewohnten Erdoberfläche hervor. Sowohl die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

arktischen Völker als die auf den südlichen Zuspitzungen der Südkontinente leiden an Kulturarmut. Draper, der (a. a. O.) wie auch Buckle die Einwirkungen physischer Tatsachen auf die körperlichen und geistigen Eigenschaften des Menschen gegen jene, die an einen angeborenen Rassencharakter als eine geschichtliche Tatsache glauben, geradezu glänzend verteidigt hat, macht darauf aufmerksam, daß bei Wanderungen in der Richtung eines Parallelkreises nie jener schnelle Wechsel der Erscheinung, der Hautfarbe, der Geisteskraft eintrete wie bei Wanderungen in der Richtung des Meridians. Doch seien es nicht allein Hautfarbe, Entwicklung des Gehirns und daher geistiger Kraft, welche durch die Verschiedenheit des Klimas berührt werden, sondern auch Sitten und Gebräuche und die Arten der Zivilisation. Auch die beiden Gesichtspunkte, der des Völkergedankens und der der Entlehnung werden zu berücksichtigen sein. Unter jenem versteht man die selbständige Entstehung eines bei verschiedenen Völkern gleichartigen Kulturbesitzes, der eben aus der Gleichartigkeit des menschlichen Bewußtseins hervorwachse; unter Entlehnung die Herübernahme fremden Kulturgutes, die durch die Enge und Armut des menschlichen Bewußtseins notwendig gemacht werde. Aber nicht bloß physische (physikalische, astronomische usw.) Einflüsse machen sich bei den Rasseneigenschaften geltend. Eine hervorragende Rolle spielt bei ihrer Bildung Herkommen und Erziehung. Schon Strabo hat auf die Unterschiede zwischen den so benachbarten und stammverwandten Thebanern und Athenern hingewiesen und jene Charakterunterschiede als Ergebnis der Erziehungsweisen hingestellt. Doch lassen wir über Art und Rasse Wilhelm Lexis („Das Wesen der Kultur", S. 6 f., Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart, 1906, Teubner) einzelne seiner Sätze hier wiederholen. „Daß die jetzt lebenden Menschenrassen derselben Art im zoologischen Sinne angehören, wird von den meisten Sachkundigen zugestanden. Der Begriff der Art ist zwar heute schwankender als zur Zeit Cuviers, aber die normale Fruchtbarkeit nicht bloß von Paaren aus verschiedenen Varietäten, sondern auch der weiteren Verbindungen von Mischlingen untereinander ist ein allgemein anerkanntes Kriterium der Arteinheit und dieses trifft bei den Menschenrassen zu, wie schon das Gedeihen der Mestizen — und Mulattenbevölkerung in Amerika beweist. Die Gleichartigkeit der Geistesanlagen aber ergibt sich am deutlichsten aus der gleichen Sprachfähigkeit aller Rassen Auch die Pescherähs und die Australier haben nicht nur selbst eine Sprache, sondern sie sind auch imstande, andere Sprachen zu lernen. (Ein von Darwin in ihre Heimat, nach Feuerland, zurückgebrachtes Mädchen lernte sehr schnell alles, besonders Sprachen"). Lexis spricht dann von dem Spielraum körperlicher Rassenmerkmale, unter denen die Farbe wohl das wichtigste sei. Die Farbenabstufungen durchlaufen auch bei derselben Rasse eine ziemlich weite Skala. Auch bei der kaukasischen findet man alle Abtönungen der Haut vom reinsten Weiß bis zum Braun, die Haarfarbe variiert von der hellsten Flachsfarbe bis zum tiefsten Schwarz und unter Europäern findet man zuweilen Neger- und Mongolenphysiognomien ohne nachweisbare Rassenmischung. „Die Rassen zeigen auch Unterschiede in physiologischen Eigenschaften, wie Muskelstärke, Schärfe der Sinne, Widerstandsfähigkeit gegen gewisse Krankheiten, jedoch steht keineswegs fest, daß solche Merkmale spezifisch im Rassentypus begründet sind und daß sie sich nicht durch Uebung, Anpassung und Auslese bei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gleichen Lebensumständen auch bei Angehörigen anderer Rassen ausbilden können.“ Betreffs der Frage, ob mit den körperlichen Rassenunterschieden auch intellektuelle und moralische zusammengehen, meint derselbe Gelehrte: „Indes dürfen Schlüsse auf die Kulturfähigkeit verschiedener Stämme aus den zu einer gegebenen Zeit bestehenden Kulturverschiedenheiten nur mit Vorsicht gezogen werden. Andernfalls hätte man ja zur Zeit des Tacitus ein sehr ungünstiges Urteil über die Kulturfähigkeit der Germanen fällen müssen.“ Die Geschichte lehre, daß die als Kulturträger erscheinenden Völker zu verschiedenen Zeiten nacheinander in ihre Rolle eingetreten sind und daß sie einer Auslösung der in ihnen schlummernden Entwicklunngskräfte durch die Berührung mit bereits weiter fortgeschrittenen Nationen bedurften. Es komme also an auf die Kulturfähigkeit einer Rasse unter dem Einfluß einer höheren Kultur und von diesem Gesichtspunkte könne nicht bestritten werden, daß einige Rassen in ihrer natürlichen geistigen Ausstattung hinter anderen zurückstehen. Teilweise gehen Naturvölker an der Kultur infolge von Krankheiten und durch gewalttätige Vernichtung zu Grunde. Der Naturmensch stehe auf seiner niederen Stufe doch in Harmonie mit seinen äußeren Lebensumständen; unter der Herrschaft einer ihm fremdartigen Kultur aber werde er zu einem zerlumpten Proletarier degradiert, der den Kampf ums Dasein mit der höheren Rasse nicht bestehen könne. Hiezu möchte ich daran erinnern, wie viel menschlicher der große Schiller sich dies Verhältnis gedacht hat, indem er die Forderung formulierte, daß die kultivierten Völker zu den unkultivierten dieselbe Stellung einnehmen sollten wie die erwachsenen Menschen zu den Kindern. Es ist in der Tat nur die Ungeduld der Habsucht, die zur Vertilgung der Natur- oder Halbkulturvölker führt, denn mit der Zeit würde die echte und die Scheinkultur auch zu diesen ihren Weg finden, wie das Beispiel des Chinesen und Japaner zeigt.*) Mit der Zeit ihre Territorien in friedlicher Weise ausgenützt (exploitiert) werden. Wäre es ferner nicht zweckgemäßer, zuerst die großen Halbkulturreiche der echten und der Scheinkultur zu gewinnen als kleine Stämme — und das ist das Unrühmliche daran — von Gottes Erde zu beseitigen? Dabei entsteht der Widerspruch, daß man von längst ausgestorbenen Rassen die kleinsten Reste sorgsam sucht und ängstlich wahrt, lebende Völkervarietäten rücksichtslos verschwinden macht. Eben ein solcher Widerspruch ist es, wenn man einerseits die Völkerindividualitäten schätzt, weil solche Spielarten der Kultur förderlich seien und anderseits wieder zwischen ihnen unaufhörliche Daseinskämpfe angefacht werden. Doch wir wollen noch einige Bemerkungen von Lexis hören! Zu den Eigenschaften, nach welchen die Befähigung der Rassen zu beurteilen ist, gehört in erster Linie die Arbeitsenergie; ferner wird darauf zu sehen sein, ob die utilitarische oder die ideale Begabung bei ihnen vorherrsche. Die Originalität der künstlerischen, wissenschaftlichen und jeder anderen Begabung trete aber in ihrer ganzen Macht nur in den wenigen großen Geistern auf, mit denen neue Epochen in der Kultur der Menschheit beginnen, es gebe daneben einen mittleren Typus der Befähigung zum selbständigen geistigen Schaffen. Zur Abschätzung der Bedeutung der einzelnen Volksstämme der weißen Rasse für die Kulturentwicklung fehle der objektive Maßstab: „Kör-

*) Wie weit ist z. B. das moderne Hotelwesen vorgedrungen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

perliche Stammesmerkmale lassen sich allerdings durch Massenbeobachtungen exakt ermitteln; aber in bezug auf Geistesanlagen und Charaktereigenschaften ist ein solches Verfahren praktisch nicht durchführbar. Ohne Zweifel haben sich durch geographische oder gesellschaftliche Trennung und durch die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Lage, der Erziehung und der Lebensgewohnheiten gewisse kulturelle Stammesunterschiede entwickelt, aber sie sind durch die mannigfaltigsten Uebergänge verbunden und verwischen sich rasch bei veränderten Umständen. Die Betrachtung des ganzen Verlaufs unserer Kulturgeschichte und insbesondere die Tatsache, daß die verschiedenen Völker abwechselnd mit besonderen Leistungen hervorgetreten und dann auch wieder zeitweise mehr im Hintergrunde geblieben sind, rechtfertigt die Annahme, daß die aktive Kulturfähigkeit der Volksstämme der weißen Rasse sich im wesentlichen gleichstehe." So Lexis.

Es wäre aber sehr gefehlt, aus der Tatsache, daß einzelne Rassen gewisse Seiten geistiger, wirtschaftlicher und sonstiger Betätigung besonders ausgebildet haben, den Schluß zu ziehen, daß gewisse Rassen gewissermaßen gezüchtet werden müßten. Im Gegenteil lehrt die Geschichte, daß gerade durch Rassenmischungen von jeher große Fortschritte in der Kultur gemacht worden sind. Sie haben der Veredlung der Rassen gedient wie die Aufpfropfung bei den Pflanzen (die Italiener, z. B. Lombroso, sprechen daher von einem innesto di due razze, Aufpfropfung, Vermischung zweier Rassen). Und auf keinen Fall dürfen von sittlichem Standpunkte aus Rassenunterschiede, wenn sie auch noch so bedeutend wären, was sie in der Tat, wie die gegenseitigen Anpassungen und Ausgleichungen schlagend beweisen, nicht sind, den Anlaß zur Befehdung geben; lassen sich doch Raubtiere zu gegenseitiger Verträglichkeit erziehen. Wenn ferner einzelne Rassen in der Entwicklung zurückgeblieben sind, so sollen ihre Kräfte eben eine entsprechende Verwendung finden, wie es mit den zahlreichen minderwertigen Volkselementen fortgeschrittener Rassen geschieht, die ja auch nicht vertilgt, sondern in einer ihren Kräften entsprechenden Form nutzbar gemacht werden. Weiter ist festzuhalten, daß auch innerhalb der höchsten Rasse zwischen den Individuen die größten geistigen, moralischen und andere Unterschiede bestehen, oft genug zwischen Bruder und Bruder und nicht minder die grimmigsten Kämpfe Der Bruderkampf zwischen Polyneikes und Eteokles, wie viele, viele Male wiederholt er sich in der Geschichte und im Leben! Und weit hinaus in fremde Rassen greifen bei wirtschaftlichen Kämpfen die Verbände der einander gegenüberstehenden Klassen. Ueberhaupt mit welcher Erbitterung wird der sogenannte Kampf ums Dasein zwischen den Angehörigen derselben Rasse geführt, während zwei verschiedene, wirtschaftlich einander ergänzende Rassen in bestem Einvernehmen leben können. Tatsächlich ist wohl keine aus sich selbst heraus zu ihrer Höhe emporgelangt. Die Kulturhistoriker zählen die Tiere, Pflanzen, Geräte, Erfindungen, Gedanken und Zwecke, private und öffentliche Lebenseinrichtungen auf, welche von dieser zu jener Rasse gewandert sind. Wie viel Hände der unterworfenen Völker mußten für Rom arbeiten, welch entfernte Länder ihm ihre Schätze abliefern! Diese Entlehnungen werden im Auge zu behalten sein. Der Rassengedanke hat ferner den Nachteil, daß er sich nicht auf eine Rasse beschränkt, sondern auch andere und wieder andere Rassen erfaßt und aufstachelt, so daß von besonnenen Männern Völkerkämpfe befürchtet werden, gegenüber welchen die Züge der Hunnen Attilas als Scharmützel erscheinen würden. Und dazu war schon in alten Zeiten die Blutsverwandtschaft sowohl der Sippe als des Stammes gar häufig eine bloße Annahme (Fiktion). Trotzdem aber und obwohl die alten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Grenzen der Rassen heute nicht immer mit Sicherheit festzustellen sind, hält man an den veralteten Hordenidealen fest und tut, „als ob wir noch ein altes Bratstvo (altslavische Brüderschaft) oder eine alte Phretre (altgriechische Brüderschaft) wären“ (Professor Schrader). Angesichts der drohenden Katastrophen gehen einige Männer so weit, daß sie sich bei einem Widerstreit zwischen den natürlichen und moralischen Gesetzen für die letzteren entscheiden wollten. Mr. Edward Grubb (The True Way of Life“, „Der wahre Lebensweg“, S. 29, Hedley Brothers, London) sagt unter anderem: „Sollte es aber Gottes Wille sein, so müssen wir, wie Jeremias sein Volk einst lehrte, selbst unsere nationale Existenz aufgeben zugunsten jener großen Ziele, zu denen hin sich die ganze Schöpfung bewegt.“ Mir scheint es vor allem wichtig zu sein, daß eine große Rasse sich kulturell, dies in des Wortes bester Bedeutung, über andere so hoch erhebe, daß diese gerne in ihr aufgehen, so wie verschiedene Nationen ihren Stolz darein setzten, römische Bürger zu heißen, oder daß bei allen Humanität, Bildung, Gesittung derart gefördert werde, daß, wenn die höher stehende Rasse nach den biologischen Gesetzen (größere Lebensbedürfnisse, Abnahme der Geburten, Demoralisation etc.) weichen muß, der Menschheitsgedanke bei den Nachrückenden weiterlebe. Jedenfalls sind die Verfolgungen, welche die Neger von den Amerikanern heute zu erdulden haben, ein würdiges Seitenstück zu den gröbsten Vorurteilen in den ältesten Zeiten. Man muß sich doch sagen, daß Haut, Gewohnheiten und Aehnliches nur das Kleid sind, in dem der wirkliche Mensch steckt, daß, sowie alle Menschen denselben Organismus, dieselbe Seele haben und die gleiche Logik des Denkens, es auch nur eine Gerechtigkeit, eine Nächstenliebe gibt, zwei Eigenschaften, die bei den Rasseneifersüchteleien fast nie zum Vergleich herangezogen werden. Gewiß Kleider wird man immer tragen und wir sehen, wie in dem großen Völkerschmelztiegel Amerika in dem Amerikanismus ein neues entstanden ist, aber e i n e Mode wird immer allgemeiner werden und man wird sie eben als etwas Aeußerliches sowie so viele gesellschaftliche Ueblichkeiten halten und sich von jenem ängstlichen Hängen am Historismus, von den sogenannten „Eierschalen der Geschichte“ befreien. In der Gegenwart allerdings liegen viele atavistische (vererbte), aus den primitiven Verhältnissen vorzeitlicher Stammesverbände stammende Vorstellungen im Streite mit neuen Erkenntnissen und was vor allem in die Wagschale fällt, mit der ungeheueren wirtschaftlichen und politischen Entfaltung. Dabei mag wohl ein guter Teil Eigendünkel mitpielen, der dem einzelnen wie der Gruppe eigen ist. So glaubten die Griechen, daß in Delphi der Mittelpunkt der Erde liege, die Römer, daß ihnen die Herrschaft über die Welt bestimmt gewesen sei, die Juden hielten sich für das auserwählte Volk, eine Gesandtschaft der Germanen erklärte, sie fürchte nichts sonderlich, es würde denn etwa der Himmel auf sie niederfallen, und ein König der Aschanti sagte einst (nach Römer) zu seinem Gaste: „Du bist nicht von Bier trunken worden, sondern durch das Anschauen meines Angesichts, denn solches macht alle Menschen trunken. Hast du meinesgleichen gesehen? Nein, nur Gott im Himmel ist etwas weniger größer als ich.“

Zum bessern Verständnis des Rassenproblems, das von den ältesten Zeiten an zu studieren ist, mögen noch folgende Bemerkungen dienen, die vielleicht geeignet sein dürften, auf ein Gebiet des Gesellschaftslebens, in dem noch heute trotz aller wissenschaftlichen Entdeckungen und Lerngelegenheiten sozusagen ein Köhlerglaube herrscht, ein Streiflicht zu werfen, und die ich den Nationalitätsbetrachtungen Gustav Schmollers (Berlin) entnehme. Vorausschicken will ich, daß jedes Gesellschaftsleben auf einer Gemeinschaft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beruht. Die Grundlage sehr starker Gemeinschaftsgefühle, um einige der obersten Sätze Schmollers wiederzugeben, war zunächst der tatsächliche oder geglaubte Blutzusammenhang. Ueber diesem sich lagernd, wirkte neben ihm schon frühe die Sprachgemeinschaft auf die Verbindung der Menschen. Ursprünglich auch klein wie jener umfaßte letztere später sogar Millionen, unter diesen nicht mehr bloß Menschen desselben Blutes, sondern auch derselben Wohnsitze, der Wirtschafts-, der Staatsgemeinschaft. Die Gemeinsamkeit der Sprache verstärkte lange das Gefühl der Blutsgemeinschaft. Die Sprachausbreitung hat auch zur Bildung der großen Kulturstaaten viel beigetragen. Aber es können zahlreiche kleinere benachbarte Staaten jahrhundertelang dieselbe Sprache oder verwandte Dialekte haben, ohne daß das politische Bedeutung hätte. Ein kräftigeres Band menschlicher größerer Gemeinschaften als das des Blutes und der Sprache war und ist noch die gemeinsame Religion. Das stärkste Bindemittel wurde aber die Staatsgemeinschaft, in welche bei dem Streben nach Macht, nach Vergrößerung, nach zentralisierten Staats-, Heeres- und Finanzeinrichtungen die verschiedensten Volkselemente einbezogen wurden, wie ja in allen Soldheeren Leute aller Rasse, Sprache, Nationalität bunt durcheinander gewürfelt waren. Verkaufte doch ein Fürst Regimenter an einen andern. Erst im 19. Jahrhundert erwachten allerorts nationalstaatliche Volksstimmungen, der starke Glaube an das sogenannte Nationalitätsprinzip enstand. Dieses hat zwar zur politischen Einheit Italiens und Deutschlands wesentlich beigetragen, aber man hat die Rasseneinheit und Spracheinheit ganz töricht, isoliert von den historischen, kulturellen und Machtvoraussetzungen der heutigen Staatenbildung, als einziges Prinzip des gesunden Staatslebens hingestellt. Die heutigen Rassen und Nationen sind ja nicht ganz die ursprünglichen. Die Iren haben die Sprache der Engländer übernommen, die meisten Balkanvölker sind nicht slavischen Blutes, sondern wurden durch die Sprache slavisiert. Die heutige, in der Hauptsache erreichte Rassen-, Sprach- und Kultureinheit der Engländer oder Franzosen ist ein Produkt jahrhundertelanger Rassenmischung, jahrhundertelanger Sprachverschmelzung, jahrhundertelanger, auf die Einheit hinzielender Geschichte und Entwicklung der Staatseinrichtungen. Die großen Vorteile und Segnungen eines einheitlichen Staatslebens sind unvergleichlich wertvoller als alle nationalen Sonderbestrebungen, abgesehen davon, daß letztere nicht erfüllt werden können oder ein gedeihliches Staatsleben unmöglich machen. Heute können die sprachlich verschiedenen Elemente in der Schweiz, in Oesterreich, in Belgien, in den Vereinigten Staaten, in der Kanadischen Union diese geschlossene Einheit der Sprache und Rasse von Natur und historisch nicht haben. Es wäre eine große Schädigung der bestehenden Kultur und Staatseinrichtungen, wollte man die großen Kulturstaaten aus nationalem Grunde zerschneiden. Die volle Blüte der heutigen Staatenwelt setzt Staaten mit 30—70 Millionen Menschen voraus. Auch würde durch nationale Kleinstaaterei die vorwärtsschreitende Blutmischung, die teilweise mögliche Neubildung einheitlicher neuer Sprachen, die gegenseitige günstige Kulturbeeinflussung, wie sie in gemischtsprachigen Staaten vorkommen, hintangehalten werden. Nationale Völkergemische haben natürlich auch ihre Schwierigkeiten. „Aber sie lassen sich nur beheben durch eine langsame, in Generationen sich vollziehende Verschmelzung oder durch allerlei Gemeinde-, Provinz- und Staatseinrichtungen, die dem verträglichen Zusammenleben dienen, nicht aber durch Trennung oder eine Nationalitätspolitik, die überstürzt einer Nationalität zum Siege verhelfen will.“ Je höher die Staatseinrichtungen irgendwo stehen, desto stärkere Klammern bilden sie, die auch verschiedene Rassen und Sprachen zusammenzuhalten vermögen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Die höhere geistige Kultur siegt über die rein natürlichen Volkselemente und Tendenzen, wie sie im Blut und in der Sprache liegen.“ Schmoller zeigt dann an Beispielen, wie auch die Interessen der Staaten stärker sind als diese Elemente und Tendenzen. Er erinnert an die Loslösung der amerikanischen Staaten von England, der weitere Kriege zwischen Mutter- und Tochterland folgten. Ferner an den Abfallsversuch Südafrikas. Von 1842—1900 haben sich die englischen Kolonien das Recht der Selbstregierung erworben, sie haben Schutzzölle gegen das Mutterland errichtet. Die romanischen Staaten stehen noch viel selbständiger einander gegenüber. Auch die germanischen Staaten betreiben, obwohl sie immer wieder gewisse Bluts- und Charaktergemeinsamkeiten fühlen, keine gemeinsame Politik.*)

Doch muß ich hier wegen Knappheit des Raumes abbrechen. Ich verweise aber auf den etwas erweiterten Sonderabdruck und auf mein später erscheinendes, gleich betiteltes Buch. Als Ergebnis schon der bisherigen Ausführungen ist anzunehmen, daß das Ideal der Zukunft der moderne Mensch ist, wie ihn B. Carneri in seinem Buche dieses Titels dargestellt hat, und daß nicht das Rassen-, sondern das Kulturideal die Menschen zu führen hat, wie es einer der größten Dichter unserer Zeit, Gerhart Hauptmann, ebenso schön als bündig zum Ausdruck bringt:

Die Tat des Friedens ist es, nicht die Tat des Krieg's.
Die Wohltat ist es! Nimmermehr die Missetat!
Was and'res aber ist des Krieges nackter Mord?
So ruf' ich euch denn auf, ihr, eines anderen Krieges
Krieger! Ihr, nicht todbringend, Leben Schaffende.
Des heiligen Werkzeugs gold'ne Waffe schenkt' ich euch,
Die volle Frucht aus steinigem Grund zu schöpfen, und
Ich machte euch zu Ringern mit dem Wahn. Ich hob
Des blinden Hasses Binde euch vom Auge los.
Ich machte euch zu Liebenden. Ich wies euch an,
Pfade zu treten mit des Friedens lieblichen
Bekränzten Füßen. Breite Straßen lehrt' ich euch
Auswerfen für der Liebe Bruderschritt. Ich hieß
Die Kluft, die unversöhnliche, verstummen und
Die Trennende sich fügen in das Brückenjoch.
Nun eint sich über Klüfte hin so Mensch zu [Mensch,
Wie Volk zu Volk. Belad'ne Karawanen ziehn
Köstlich belastet, außer mit der Zwietracht Last.“

*) Zu diesem Punkte schließlich noch einige sprachliche Leitmuscheln, die die Vorstellungen und Instinkte uralter Horden verständlich machen. Hostia, das Opfertier, dies Wort erzählt, wie in roher Urzeit der Fremde, der wehrlose Feind, hostis, (altslavisch: gosti, das deutsche Wort: „Gast“, als Schlachtopfer dargebracht wurde. In dem Worte „Volk“ (althochdeutsch: folc, isländisch: fylce-Schar, altslavisch: plucu-Kriegsschar, russisch: polk-Regiment) wird der späten Nachwelt der gemeinsam „heerende“ Stammverband vor die Augen geführt. Der Hauptzweck des Zusammenschlusses war nämlich der Krieg, damals der ehrenvollste Beruf, ein lohnendes, bei manchen Stämmen das einzige Gewerbe, und von diesem Zwecke, nicht von der friedlichen Arbeitsgemeinschaft rührt der Name Volk, d. h. Kriegsvolk. Ein anderes. In jener Zeit der Besitzergreifung von fremdem Lande liebten es die Eroberer, um diese vergessen zu machen, oder später auch in gutem Glauben, sich als autochthon (erbgesessen) zu bezeichnen. Daher der Begriff des „Gewachsenen“ in gewissen Ausdrücken für Volk. Griechisch: phylon-Geschlecht, Volk, von phyomai-ich wachse; das deutsche „Leute“ (mittelhochdeutsch: liut-Volk, altslavisch: ljudu-Volk) gehört zum gotischen liudan-wachsen. Das Wort „deutsch“ (althochdeutsch: diot, gotisch: thiuda, irisch: tuath) ist verwandt mit dem lateinischen tumeo- ich wachse, strotze. Die Blutsverwandtschaft ist namengebend gewesen bei dem lateinischen natio (nasci-geboren werden), bei dem slavischen rod-Sippe, dem russischen narod-Volk.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf